

Vergißmeinnicht
1935

1 (1935)

Mariannenkirche Dennis amministrat

1925



Bibliothek
Missionskloster
Heilig Blut
Bücherschrank
ST Anna



Vergißmeinnicht

Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission in
Südafrika

Dreiundfünfzigster Jahrgang

1 9 3 5

Allgemeiner
Bücherschrank

Verlag der Mariannhiller Mission, Würzburg

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Abvent	355	In der Osternacht v. Moos	113
Allerseelen	337	Karfreitag v. Weber	97
Altes Weihnachtslied	370	Kreuzerhöhung	201
Das neue Jahr	1	Kirche	311
Die Weisen aus dem Morgenland	3	Maria Himmelfahrt	225
Der junge Priester v. St. Seubert	81	Maria Lichtmess	33
Die Mutter v. Novalis	129	Mutter, die	129
Das Lied von Glück und Seligkeit	211	Maria Geburt	257
Der Rosenkranzönigin	289	Pfingsten	161
Der Heeresfürst v. Reinartz	174	Rorate-Lied	358
Chor der Toten v. J. Klug	321	St. Josef v. H. Brey	65
Fronleichnam	180	Winterhilfswerk	15
Fest Mariä Himmelfahrt	225	Zum Jahresabschluß	382
Heimsuchung	193		

Aufsätze erbaulichen, belehrenden und erzählenden Inhaltes

Abvent	356	Erlebnisse im Missionslande	115, 136	
Arme Seelen v. Schrönhammer	321	Eine Lourdesgrotte v. P. Albert	142	
Alles Gottes Garten	236	Ein historisches Pfingstfest	162	
Arme Heidentinder von P. Se- verin RMM.	246, 272	Eine, die Mzilizazi noch gekannt	206	
Begegnungen mit Afrikanern v. P. Otto Heberling RMM.	232, 266, 296, 328,	Ein Indier sucht Information	281	
Bruder Benno v. Naumann	242	Ein hundertjähriger Katechumene v. P. Alzivanger RMM.	305	
Bill will Missionar werden v. P. Alzivanger RMM.	305	Ein Friedhofsvergißmeinnicht	308	
Christkönigsfest im südafri. Lourdes	290	Empanderi v. P. Alzivanger RMM.	310	
Die soziale Arbeit eines deutschen Missionars	22	Heitere Kirchengeschichte aus Südaf- rika v. P. Severin RMM.	176	
Des Missionars Kummer und Freu- de v. P. Kammerlechner RMM.	23	Heilige, die durch Wien gingen v. F. Naumann	212	
Der Erteruf	34	Ich sterbe gern v. P. Holzner RMM.	258	
Die deutschen Missionen im schwe- ren Daseinskampf	40	Ihr werdet auf Mattern treten...	331	
Der schwarze Samstag	51	Lebenslauf eines Eingeb.-Christen.	146	
Der Sohn des Freimaurers v. Anna Kahser	58, 88, 124, 153, 187, 219, 250, 282, 311, 344,	Mariannhiller Nachruf	342	
Dom. M. Edmund Obrecht	379	Madonna am Wege v. Hohmann	238	
Das katholische Missionsheer	100	Mariannhiller Rundfunk von P. Heberling RMM.	6, 36, 68, 104, 133, 169, 199, 230, 264, 294, 326	360
Das erste Grab	171, 277	Mariannhiller Missionspioniere	9, 43, 74,	107
Ein Versehgang mit Hindernissen v. P. Solanus RMM.	48	Mission für alle	20, 47, 182,	203
Etwas über die Frauenfrage in der Mission v. P. Kammerlechner	56	Mariäisches aus Südafrika	130	
		Marienlied aus fernem Süß	163, 201, 226, 270, 301, 334,	376
		Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken v. P. Kammerlechner	303	
		Opera mea Regi!	66	

Seelenjagd v. P. Bonaventura.	117	Was man alles als Missionshelfer	
Stimmen aus dem Königstaal v.		tut	122
P. Kammerlechner RMM.	149,	Wie ein Wesleyaner kath. wurde	208
	184, 213	Wie man das Galgenpaterle in	
Streiflichter aus dem Missionsfeld	246	Verlegenheit bringen kann v. P.	
So kann es gehen v. P. Severin	153	Kammerlechner RMM.	240
RMM.	280	Was man vom Eichhörnchen lernen	
St. Peter in Afrika	338,	kann v. P. Kammerlechner RMM.	276
	372	Weihnachten	356
Tschakas Plätze v. P. Erasmus.	278	Weihnachtsfeier inmitten der	
Traurige Weihnacht	27	Schwarzzen	357
Unsere Liebe Frau v. kostb. Blut.	194	Weihnachtsstimmung im Symbol	
Unter siegreicher Fahne	98	des Lichtes v. H. A. Kirsch	363
Unsere Missionsaufgabe in unserer		Zulmärchen v. Br. Petrus RMM.	26
Zeit	80	Beige uns dein Reich 39, 70, 102,	
Was unsere Missionare erzählen v.		140, 168, 200, 229, 263, 300, 383,	362
P. Heberling RMM.	16,	Zahlenbild des Apost. Bifariates	
Wo ist der neugeborene König der	71	Mariannhill	82
Juden v. P. Dom. Sauerland.	2	Zahlenbild der Apost. Präfektur	
Weihnachten auf einer Missionssta-		Bulawaho	144
tion in Rhodesia	84		

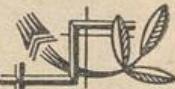
Nene

Unsere Bilder

Allendorf, Seminar	55, 121, 125,	301	Ensimbini, Außenstation		295
Allohsianum, Lohr a. M.	49, 66,	67	Feiertag auf einem Missions-		
Abt Obrecht		101	Außenposten		361
Altofahrt, schwierige		111	Flucht nach Ägypten		17
Außensation St. Magdalena		169	Franziskaner, eingeborene	52,	170
Afisi, Missionsstation		185	Fronleichnam auf dem Lande		181
Am Weihnachtsabend		374	Fußballer in Südafrika		234
Bergfriedhof		336	Frauen, heidnische		12
Bulawaho, Mission		273	Freiburg i. Schweiz		340
Bulawaho, heidnische Frauen		11	Gang zum Rorate-Amt		359
Br. Agatho Wimmer		74	Grabmal des Abtes Franz		132
Br. Dominikus Risch		77	Galgenpaterle		240
Brautpaare, eingeborene		182	Gedenk der Verstorbenen		323
Centocow		5			
Christus ist erstanden		103	Heidnische Mutter mit Kind		24
Christenmädchen, Matabele		244	Hartberger P. Romuald		173
Christi Himmelfahrt		137	Heiligstes Herz Jesu		175
Christbäume auf den Bahnsteigen		365	Hövstatt Herr		212
Christbaum vor dem Kölner Dom		369	Heiden in Südafrika		233
Die Weisen aus dem Morgenland		3	Hauskapelle des Apostolischen Prä-		
Durban, Hafen		112,	fele in Bulawaho		275
Dampfer, deutscher		143	Hundertjähriger wird unterrichtet		306
Dame, schwarz		197	Heidnische Familie		150
Das erste Grab		208			
Der dich im Himmel gekrönet hat		277	Innenes eines Missionskirchleins		367
Dinizulu, Missionsposten		226			
Eingeb. Schwestern	69, 106, 189,	325	Kevelaer		9
	267, 292,	303	Kühe eingeborene		116
Es ist vollbracht		99	Kaktus		147
Eingeborene Frauen beim Dreschen		21	Komm Heiliger Geist		162
Elektrische Girlanden in den Städten		363	Klerikernoviziat Reimlingen	176,	179
Dänemarks		36	Kreuz-Erhöhung		261
Erstkommunion in Butterworth		46	Kennst du das Land		279
Eingeborene Priesterkandidaten		265	Krönung Mariä		291
Erzeugnisse Eingeborener			Krankenpflegerin, eingeborene		307
			Korbflechterin, eingeborene		308

Lourdes, Südafrika	27	Primiz in Unterfranken	141, 145
Matabelefrau	18	Primiz in Schwaben	228
Meine Augen haben das Heil gesehen	35	Pater Birmin Klaunzler RMM.	228
Missionsseminar Schurgast	41	Pater Rubenzer RMM.	237, 259
Missionsseminar St. Joseph, Reim- lingen	45, 87, 94,	Pontifikalamt in Mariannhill	231
Missionsseminar Allohsianum, Lohr am Main	67	Postulanten	243
Missionsseminar St. Josef, Altdorf in Schweiz	315	Pater Josef Ebert	298
Missionsschwestern vom kostb. Blut	378	Petrus Canisius	239, 341
Mariannhiller Neupriester	194	Reich mir mal die Bulle her	248
Mutter Gottes-Kapellchen im Alloh- sianum	239	Refruten d. Missionshauses St. Jo- seph	332
Mulken beim	241	Spatenstich, erster in Butterworth	37
Matabelefrauen	335	Schüler von Schurgast	41, 85
Maria Ratschiz	262	Studenten in Reimlingen	42
Missionsbrüder beim Dreschen	298	St. Josef Reimlingen	42
Medizinnmänner	109	Schüler von St. Josef, Altdorf	55, 59
Mutter Gottes, Statue im Pius- Seminar	131	St. Josef, Nährvater Jesu	73
Mattenflechten	217	Sozialer Kurs	105
Matronen, vier hundertjährige	346	Schmiede in Mariannhill	163
Mutter M. Ebba, Generaloberin der Missionsschwestern v. kostb. Blut	377	Seelenspeise	167
Neupriester der Mariannhiller Mis- sion	135	Seminar, Eingeborenen	171
Noviziat der Kleriker	268,	Schwester, eingeborene	189
Ordensgemeinde von Altdorf	251	Südafrikanische Früchte	201
Priesterseminar Pius X. in Würz- burg	91	Schneiderei in Mariannhill	203
Priesterkandidaten, eingeborene	46	Studentengruppe St. Bonifaz	271, 283
Prinz Georg v. England	79	Schulfinder, eingeborene	297
		Sterbezimmer des hl. Petrus Can.	341
		Thoma, ein Matabele Krieger	207
		Tanzmeister in Bulawayo	310
		Und das Wort ist Fleisch geworden	11
		Wahrsager	109, 198
		Watussi, Dämpfer	192
		Wasserholen, beim	335
		Weihnachten	371

Vergißmeinnicht

 Illustrierte Zeitschrift der  Mariannhiller Mission

Nummer 1

Jänner 1935

53. Jahrgang

Das neue Jahr

Ein neues Samenkorn aus Gottes Land
Ward mir. Ich halt's in zager Hand,
Weiß nicht, was daraus werde.
Ob sich's im Sonnenschein erschließe,
Ob ich's mit meinen Tränen gieße
Im Schattenland der Erde.

Weiß nicht, ob es zur Blume werden soll,
Zur Ähre, goldnen Segens voll,
Ob nur ein dornig Reis.
Will's pflegen, Herr, so gut ich kann,
Sieh' gnädig meinen Willen an
Und segne meinen Fleiß.

Damit dein Engel, der dir Kränze flücht,
Nach Jahresfrist die volle Ähre bricht,
Die du, mir helfend, schufest
Für meinen Kranz, daß froh ich trage
Ihn einst am Ziele meiner Tage,
Wenn du, o Herr, mich rufest.

Wo ist der neugeborene König?

Das war der Weg der Weisen: In der Abkehr von der Welt, in der Betrachtung der ewigen Dinge, im Blicken nach oben sehen sie den Stern. Für sie war er ein Bote Gottes. — Gar viele studieren die Wunderwelt des Kosmos, den Stern sehen sie nicht. Es fehlt ihnen der demütige Glaube. — Der heilige Hieronymus meint, die Weisen seien Nachkommen des heidnischen Sehers Balaam gewesen und hätten dessen Weissagung gekannt: „Ich schaue ihn! Doch nicht nahe! Ich sehe ihn! Doch nicht jetzt! Ein Stern wird aufgehen aus Jakob, ein Szepter sich erheben aus Israel! Aus Jakob wird der Herrscher kommen!“ (Numeri 24, 17, 19.) Der heilige Leo sagt: „Gott, der ihnen das Zeichen gab, gab ihnen auch das Verständnis als sie sahen.“ — Wie immer es war, sie haben etwas Großes hinter diesem Stern gesucht, im Studium und Betrachten heiliger Dinge, erleuchtet von der Gnade und aufnahmefertig für die Gnade, gingen sie den Erlöser suchen. Und der Stern ging vor ihnen her. — Es gibt zweierlei Gottsucher: die einen suchen ihn um ihm ihre Huldigung darzubringen, die andern suchen ihn um ihn aus dem Wege zu räumen. In der sogenannten Welt wird freilich Christus gern übersehen, die Öffentlichkeit beschäftigt sich nicht gerne mit ihm, in den Kombinationen der Weltparlamente fügt er sich nicht ein, und wird er verfolgt und geheizt von den Häschern eines Herodes, dann schweigt die Weltmeinung dazu und zeigt ihnen sogar noch den Weg. Aber es gibt auch Gottsucher, die den Erlöser finden und ihn anbeten und ihm dienen. Sie sind sogar überaus zahlreich: die Priesterseelen, die Seelen, die sich dem Ordensstande weihen, die Seelen, die der Caritas verlobt sind, die unzählbaren Leidträger, die Opferseelen, die Christen, die dem Heilande anhangen in unveränderbarer Treue, durch alle Fährnisse hindurch. Die Kreuzträger aller Kontinente, aller Zonen, aller Rassen, aller Farben, aller Sprachen, jeden Geschlechtes, jeden Alters, jeden Standes, jeden Berufes. Wo fanden sie ihn? —

In Jerusalem war er nicht. In Jerusalem, wohin die Weisen ihre Schritte lenkten fanden sie ihn nicht. Sie waren an falscher Quelle. Hier herrschte Herodes, sattsam bekannt als Volks- und Gottesfeind. Die Hofgelehrten wußten wohl um die alten Prophezeiungen, wußten aber damit nichts anzufangen. Das Volk aber hatte ganz und gar darauf vergessen, es seufzte unter den Adlern Roms. Und wenn ein Sehnen wach wurde, war es der Ruf nach Freiheit und alter Salomonischer Macht und Herrlichkeit. Das war ein gegenseitiges Staunen. Die Weisen glaubten in einen Festesjubel zu geraten anlässlich der Geburt des neuen Königs. Sie waren maßlos erstaunt, verdutzte Gesichter zu sehen bei ihrer Frage. Staunen, Gleichgültigkeit, Misstrauen, Unwissenheit prägte sich auf allen Gesichtern auf. Gerüchte gingen um und die Fremden wurden mit Achselzucken zu Herodes geführt. Es gab eine Sensation allerersten Ranges. Der Tyrann, kaum durch blutige Intrigen in der Macht befestigt, sah sich einem unbekannten Rivalen gegenüber. Das Volk wurde aufmerksam, die Gesetzes- und Schriftgelehrten wurden herbei befohlen und mit heimlichen Hoffnungen und Angst vor Gewalttat öffneten sie die Bücher, suchten und fanden die Stellen und mit lauerndem Blick und boshafter Freude lasen sie dem erschrockenen Tyrannen die Messiashoffnung und frohe Kunde vor, daß aus Bethlehem, das keineswegs die geringste unter



Die Weisen aus dem Morgenland

Herr, laß auch mir den Stern der Weisen,
Der zu dir führet, leuchten, glüh'n,
Lehr' mich auf Erdenpilgerreisen
Dem Stern des Glaubens nachzuzieh'n.

Dann wird mein Denken zu dir steigen
Wie Weihrauch, wie der Duft der Myrrhen,
Ich darf der Liebe Gold dir reichen
Und ruh'n bei dir nach langem Irren.

den Fürstenstädten Judas sei, hervorgehen werde der Messias, der Retter Israels. Und Herodes erschraf und ganz Jerusalem mit ihm. Das hatte noch gefehlt. Mit Blitze schnelle durchdrang diese Neuigkeit die Stadt, die widersprechendsten Gefühle bewegten die Herzen. Es herrschte Krisenstimmung. Der König verdrossen, die Weisen ratlos. Und zu alledem war ihr wunderbarer Führer, der Stern, verschwunden. In diesem Wirrnis fand der Böse seine Stunde gekommen. Er gab Herodes den Rat zum Kindermord. Ein wahrhaft satanischer Rat, der sich in die kommenden Jahrtausende noch auswirkt. Das, nach dem Erlösermord auf Golgatha, ungeheuerlichste Verbrechen womit die Menschheit sich befleckte, der Mord am Kinde. Nein, nein, im Trubel und Strudel der Leidenschaften findet man den Heiland nicht. Der Weg ward ihnen gezeigt, den tückischen Auftrag des Herodes hatten sie erhalten. Sie verließen die Stadt — da, welche Freude, der Stern blitzte wieder auf und zog vor ihnen her. Alle Beklemmung, Angst und Sorge war verschwunden! — Nach Trübsal und Wirren den Stern wiederfinden ist eine große Gnade. Erst nachdem die Seele dem Getriebe der Welt entflieht, den Wirbeln der Sünde entflieht, aus den Umklammerungen des Materialismus sich loswindet, den Markt des Lebens meidet, fehrt Ruhe und Besinnlichkeit wieder. Darum der Ruf nach Innerlichkeit, nach Stille. Die volle Abkehr von der Sünde aber lässt neu und heller aufleuchten das Licht der Gnade. —

Und wieder leuchtet der Stern! Über der armen Behausung blieb er stehen. Über der Bedürfnislosigkeit. Eine heilige Armut gibt es, einen heiligen Reichtum nicht. In der Verwaltung zwar des Reichtums kann man arm sein und bleiben. In großartiger Armut und Einfachheit hält der König der Könige Audienz.

Da ist der neugeborene König; wo hätte er auch anders sein sollen. Alles gehört ihm ja, alles ist sein Eigentum und auf alles verzichtet er, auf Prunk und Feier, er ist König über ein herrlicheres Reich wie der Kaiser in Rom: König über die Herzen aller Menschen. So finden ihn die Gottsucher, die Weisen. Und so finden wir ihn im Glauben an die Vorsehung. — Sie opfern ihm ihre Gaben, ihren materiellen Wohlstand, das Gold, sie bringen ihm ihre Eigenliebe, ihren Stolz dar, den Weihrauch. Sie bieten ihm dar ihre Leiden und Mühsale: Myrrhen. Wir aber bieten dem König auf der Jungfrau Schoß unsere Armut, unsere unverschuldete Armut; bieten dar die Reinheit eines sittlich und religiös wohlgeordneten Lebens; unsren Gehorsam gegen die göttliche Gebote und die Gebote und Weisungen der hl. Kirche. Diese drei Edelsteine legen wir dem göttlichen Königskinde zu Füßen.

Und weiter empfängt in großer Audienz der neugeborene König die Völker dieser Erde und es umbrandet die Krippe, die sich zum hohen Kirchenpalast, zu Petri Fels verwandelt, die Huldigung der Welt und der Kirche, die Gott dient. — Es rauscht heran der Strom des pulsierenden Lebens: das Gold, das Symbol der Weisheit, Wissenschaft und Kunst in Salomons Pracht und im Petersdom verkörpert, die Welt als gute!, gegen welche die böse Welt vergeblich ringt! —

Es rauscht heran der Strom der werktätigen Liebe: Weihrauch, Symbol des mystischen Gebetslebens der Kirche als Heilsanstalt, das Ringen und Streben und Sehnen der suchenden Seelen, der Opfergeist der Caritas; die Heiligen der Nächstenliebe, sie strömen heran wie das wogende Meer: die Priester, die Missionsorden, die Lehrorden, die harmher-

zigen Brüder- und Schwesternorden, die Helfer des Laienstandes, die Nachfolger Christi, der unaufhaltsame Strom der Liebe, der durch die christlich gewordenen Seiten rauscht.

Es rauscht heran der Strom des Leidens: Myrrhen, Symbol und Vorläufer des Leidens, des körperlichen, geistigen, seelischen sich Hinschleppens durch die Jahrtausende zu Christus. Die Gnadenorte beweisen es, wo Gram, Sorge, Leid, Sünde, zerrissene Herzen, gequälte Seelen, Jammer, Enttäuschung Gnade und Frieden suchen und finden beim leidenden Heiland.

Und der Heiland-König kannte die Herzen der Weisen, kennt die Herzen aller Menschen. Er gibt seine Gnade und erleuchtet sie und weist den neuen Weg, gibt eine neue Richtung an.



Missionsstation Centocoiv: Der Hochwürdigste Herr Bischof Fleischer weiht die Schule Ejibomwini ein

Der neue Weg meidet Jerusalem! Was hätte die Weisen erwartet? Verhaftung, Kränkung, Tod, als Mitwisser des Geheimnisses um den neugeborenen König. Herodes hätte die Zeugen aus dem Wege geschafft. — Irrtum, Gewissenspein, Untergang und Hölle erwartet den, der wieder die alte Bahn zurückläuft, nachdem er das Heil gefunden, sie sollen nicht wieder zugrunde gehen die Gott gefunden, sie sollen ihn verkünden und ihn verteidigen, ihm dienen!

Als neue Menschen wandern sie der Heimat zu. Sie nehmen nach Gottes Weisung einen besseren, sicherer Weg, sie gehen auf dem Weg der Christus selbst ist, der die Wahrheit und das Leben ist.

Und so wandern die Menschen, die auf Gott vertrauen und bauen der ewigen Heimat zu, dem Himmel entgegen, von wo herab der Stern einst leuchtete und wohin er gewiesen und gerufen.

Es gibt nichts Höheres, Größeres, als den Heiland finden und sich ihm ganz anvertrauen und in ihm das Glück seines irdischen und ewigen Lebens zu besitzen. Opfern wir uns ihm! per ipsum, et cum ipso et in

ipso: durch ihn, mit ihm, in ihm! sei unser Lösungswort! Dann strecken sich die gebenedeiten Händlein des lieben Gotteskindes uns liebreich entgegen, dann dürfen wir küssen die göttlichen Füßlein und blicken in die abgrundtiefen Augen der göttlichen Liebe und das Königskind an unser Herz drücken, ja mehr ist uns vergönnt als den glücklichen Weisen, wir dürfen den König der Herrlichkeit in unser armeseliges Herz betten, wo er ruhen will wie einst auf Mariä Schoß oder im armen Krippelein. Dort ist das Heil, wo der Heiland ist! Der Wohlgeruch unseres Gnadenlebens aber wird und soll zum Himmel steigen und der Myrrhentrauß unserer Leiden die Unverweslichkeit sicher stellen.

P. Dominikus, Schriftleiter.

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Von P. Otto Heberling, RMM.

Hochherzige Tat einer Missionsschwester: Eine Missionsschwester vom kostbaren Blut, Sr. M. Konradine, CPS., die als Krankenschwester im Eingeborenen-Krankenhaus in Mariannhill tätig ist, vollbrachte eine hochherzige Tat der christlichen Nächstenliebe. Sie bot zweimal freudig ihr Blut zur Übertragung an schwerfranke, dem Tode nahe Eingeborenen-Kinder an. Beidesmal glückte dem tüchtigen Missionsarzt Dr. K. McMurtrie die Blutübertragung, sodaß die Kinder sofort besser wurden. Heute haben sie sich schon sehr gut erholt und werden jeden Tag kräftiger. Durch die herrliche Liebestat der tapferen Missionsschwester, die aus Würzburg gebürtig ist, wurden zwei junge Menschenleben gerettet. — „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!“ — ist auch heute für wahre Christen kein leerer Wahn. —

Das Ende einer Stammesfehde: Kürzlich wurde endlich den fortwährenden Kämpfen und einem langjährigen Blutvergießen zweier Eingeborenen-Stämme des Embo-Distriktes in Natal Einhalt geboten. Die Stammesgenossen des Häuptlings Nkasa und des Häuptlings Timuni lagen schon seit dem Jahre 1928 miteinander in Streit. Immer und immer wieder gab es Reibereien, Streit und böse Schlägereien. Die Ergebnisse waren: blutige Köpfe, erschlagene, erstochene, vergiftete und ermordete Menschen. Die amtlichen Berichte geben 20 Tote, 700 verbrannte und zerstörte Hütten und Leid und Elend ohne Maß an. Unlängst wurde auch ein guter Katholik namens Thomas Mfize von den heidnischen Anhängern des Häuptlings Timuni überfallen. Die rachsüchtigen Männer schrien: „Wir werden jetzt diesen Christen töten!“ — Die Unmenschen hatten aber doch noch etwas menschliches Gefühl. Der Todgeweihte bat: „Lasst mich noch einmal beten!“ Sie gestanden es zu und sagten: „Bete!“ — Der Überfallene zog seinen Rosenkranz aus der Tasche und betete. Als er das erste Gesezlein vollendet hatte, wurde den blutdürstigen Menschen die Zeit aber zu lang und schrien zornig: „Er will uns nur aufhalten, er hält uns hin!“ Und bei diesen Worten durchbohrten die wilden Männer den Betenden mit Speeren. Man fand den Ermordeten auf, über und über mit Stichwunden bedeckt. Seinen Rosenkranz hatte er fest um die Hände geschlungen. — Nun war unlängst eine große öffentliche Gerichtsver-

handlung. Über 5000 Angehörige der sich befehdenden Stämme und auch viele andere Eingeborene waren zugegen. Der Regierungsvertreter befahl den beiden Häuptlingen in allem Ernst, jede Feindseligkeit einzustellen, sonst würden beide abgesetzt werden. Auch der gegenwärtige Verweser des ganzen Zulustamms, Chief Arthur Mshiyeni Ka Dinizulu trug durch eine eindringliche Rede an die ganze Versammlung viel dazu bei, daß die beiden sich feindlich gesinnten Häuptlinge und ihre Männer miteinander Frieden schlossen. Die Versöhnung wurde schließlich durch ein großes Fest, bei dem mehrere Ochsen ihr Leben lassen mußten, entsprechend gefeiert. Hoffentlich geht der Streit nicht schon bald wieder von vorne an. — Da pacem, Domine!

Tagung der örtlichen CAU. auf der Missionsstation Kewelaer: Am 6. und 7. Oktober vorigen Jahres fand auf der Missionsstation Kewelaer eine Tagung der örtlichen „Vereinigung afrikanischer Katholiken“ (CAU.) statt. An dieser Tagung nahmen 800 Katholiken der Mission von Kewelaer teil. Auch zwei Häuptlinge, Chief David Mkulisi und Chief Gabriel Memela waren erschienen. Am Samstag waren Sonderversammlungen für Lehrer und Katecheten. Am Sonntag war die Hauptversammlung für die Allgemeinheit. Als Redner hatte der Missionar von Kewelaer, P. Joseph Schwemmer, RMM. den Schriftleiter unserer Eingeborenen-Zeitung „Umafrifa“, den hochw. P. Wilhelm Kieck, RMM. gewonnen. Er sprach über: „Die Vorteile der Zusammenarbeit“ — über den „Nutzen der Zeitungslektüre“ — und vom „unermüdlichen Fleiß bei der Arbeit“.

Kirchweihe auf der Missionsstation Maria Trost: Am Christkönigsfest fand auf der Missionsstation Maria Trost die Einweihung einer neuen schönen Missionskirche statt. Die alte Kirche, welche noch ein Strohdach hatte, war schon mehrere Jahre für die vielen Christen der näheren und weiteren Umgebung zu klein geworden. An den Hauptfesten des Kirchenjahres mußte der Gottesdienst immer im Freien gehalten werden. Dieser Zustand war nicht mehr länger haltbar. So schritt man nach Überwindung vieler Schwierigkeiten zum Bau der neuen Kirche. Die schon ohnehin blühende Mission von Maria Trost wird sicher in Zukunft noch größere Bedeutung erlangen und schönere Erfolge erzielen.

Franziskus-Feier im Lehrerseminar in Mariannhill: Das schon von Abt Franz gegründete Lehrerseminar (St. Franziskus-Kolleg) von Mariannhill hatte am Feste seines Schutzpatrons, des Heiligen von Assisi, in der Aula des Kollegs eine kleine Franziskus-Feier. Dabei hielt unter anderen auch der bekannte Mariannhiller Missionsarzt, Dr. McMurtie eine zündende Rede. Darin legte er den zukünftigen Lehrern ans Herz, daß sie vor allem die Demut und Einfachheit des heiligen Franz nachahmen sollten. Auch gab er einige kleine Geschichtchen, die sich bei der Gründung des Franziskanerordens zugetragen haben, zur allgemeinen Freude zum besten. Der Prinzipal des Kollegs, der hochw. P. J. B. Sauter, RMM., dankte dem Redner zum Schlusse für seine Worte und für alles Gute, das er schon im Dienste der christlichen Nächstenliebe für die armen Schwarzen getan habe. — In diesem Monat unternimmt Dr. McMurtie, der schon mehrere Jahre ununterbrochen in seinem anstrengenden Berufe als Missionsarzt von Mariannhill tätig ist, eine Erholungsreise ins Heilige Land. Für die Zeit seiner Abwesenheit hat Dr. McMurtie schon für Ersatz gesorgt. — Wir wünschen dem tüchtigen Missionsarzt eine recht gute Erholung an den heiligen Stätten Palästinas. — Auf Wiederhören!

Zeige uns dein Reich!

XIII

Vater unser, der du bist in dem Himmel! — So betet die ganze Christenheit seit 19 Jahrhunderten. So soll die ganze Menschheit beten lernen in allen Sprachen der Völker und Zungen der Erde. Es ist das Gebet aller Menschenkinder aus dem Munde und Herzen des „einzigen Lehrmeisters aller“. So betet Jesus Christus, unser Haupt und Herr und nach seinem ausdrücklichen Wunsch und Willen sollen alle Geschlechter „also beten“!

Sein ganzes Volk rede — una voce — einstimmig mit seinem König, eines Herzens mit dem göttlichen Sohne solcherweise zum ewigen Vater. Sein gebenedeiter Name steht an der Spitze des Gebetes der ganzen Gottesfamilie. Die erste der sieben Vaterunser-Bitten enthüllt uns die Gesinnung, den ersten Gedanken und das höchste Ziel des königlichen Vorbeters. Ehre und Herrlichkeit dem Vater! in endlosem Chore und in der Tat und Wahrheit sollen die Zeitalter es ihm nachsprechen.

Die zweite Bitte offenbart uns den zweiten Hauptgedanken unseres Königs: „Zu uns komme dein Reich!“ Des Vaters Reich. Das Höchste und Beste für uns, seine Untertanen und Brüder. Die Summe aller Güter und die Quelle aller Gaben in einem Worte! Der Eigentümer und Vollbesitzer des Ganzen hat es geprägt und die umfassendste Bedeutung hineingelegt. Darum spricht er in allen heiligen Evangelien so oft von diesem Reiche.

Die Weisheit des unfehlbaren Lehrmeisters hält im Gebete für alle auch ideale Reihenfolge und vollendete Ordnung ein. Nächst dem, was seines Vaters ist, folgt das, was seiner Brüder und Schüler ist. Ihr Wohl und Glück ist seine zweite Hauptforge. Die Milliarden seiner Mitbeter sollten wichtigste Tatsachen und ernste Lehren aus der wunderbaren Anordnung der sieben Vaterunser-Bitten erkennen lernen. Aber wenige erfassen den erhabenen Aufbau des Meisterwerkes unseres zielsicheren Führers. Wenige beten das Vater unser mit klarem Verstehen und aus der Tiefe ihrer Seelen, aus vollem Herzen.

Darum hier ein schwacher Versuch, zum mindesten die zweite Bitte recht zu erfassen — auch vom Standpunkte der Weltmission, die alle Völker der Erde beten lehren soll: Zu uns komme dein Reich!

Luftaufnahme

Mariannhiller Missionspioniere

Bruder Blasius Strunk, RMM.

Unter den 40 Mann des größten Postulantenzuges nach Mariannhill ragte eine urkräftige Hünengestalt hervor: Ein Westfale von altem Schrot und Korn — und fast 2 Meter Höhe. Es war der 28 jährige Landwirt Theodor Strunk aus Schmerleke bei Lippstadt. Er wurde eingekleidet am 2. Februar 1892 und legte am 2. Februar 1897 seine ewige Profess ab und starb am 25. Juni 1932 in Reichenau. Mit 39 Ordens- und Missionskandidaten aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs hatte er sich im Dezember 1891 auf die Afrikareise begeben. Die beiden Abte P. Franz Pfanner und der damalige Visitator von Mariannhill, Abt Franz Strunk



Südafrikanische Missionsstation Kevelaer: „Pfarrhaus“

von Olenberg standen an der Spitze dieses historischen Zuges nach dem Süden. Es hatte sich auch eine größere Abteilung von Missionsschwestern angeschlossen. Die vielförmige Reisegesellschaft landete am 5. Januar 1892 wohlbehalten in Durban. Ein Extrazug brachte sie samt Gepäck nach Pinetown. Dort stand halb Mariannhill, Patres, Brüder und eine Bläserkolonne zum Empfange bereit. Unter schmetternder Musik ging es nach dem festlich geschmückten Kloster, das eben den zehnten Geburtstag erlebte.

Der westfälische Riese an Kraft war der landwirtschaftlichen Abteilung recht willkommen. Bruder Nivard Streicher erzählte als Oberschaffner später öfters humorvoll wie der „längste Postulant der längsten Reise-Karawane“ ihm imponiert habe . . . Am ersten Arbeitstage waren eben schwere Fässer abzuladen. Der Westfale packte sie mit gewaltiger Faust und setzte sie leicht wie Tintenfässer auf den Boden — während sonst zwei Mann Mühe dazu hatten! —

Solche Pioniere waren die rechten für die schweren Arbeiten der Grün-

dungszeit. Theodor Strunk erhielt mit der Postulantenschar aus der Hand des Abtes den Novizenhabit der Konversbrüder und den Ordensnamen Bruder Blasius. Nach 15 Monaten Noviziat im werdenden Kloster sagte man ihm eines Abends kurz: Übermorgen fahren Sie mit Missionspersonal, einem neuen Wagen und vier Pferden nach Reichenau. Alles bleibt dort. Sie auch!" — Des anderen Tages wurde also die Reisegeellschaft instand gesetzt. Es war anfangs April 1893. Am folgenden Morgen ging es beim ersten Hahnenschrei auf den langen Weg nach der Neugründung am Polela.

In vier Etappen wurde die 125 Meilentour zurückgelegt. Der in Mariannhill hergestellte neue Leiterwagen war mit Missionsbrüdern und Schwestern voll besetzt. Doch mehrere hatten Bestimmung für die Bivischenstationen Emsiedeln, Mariatal und Kœvelaer. Der Rest langte mit Bruder Blasius nach mehrtägigen Reisefrapazen wohlbehalten in Reichenau an. Hier auf der Hochlandstation fand der Westfale ein angehendes „Stück Deutschland“ und fast gewohntes Heimatklima. Es wurden Felder, Gärten und Wälder nach europäischem Muster angelegt. Abt Franz leitete um jene Zeit dort vorübergehend persönlich die Wirtschaft. Bruder Blasius war seine „rechte Faust“ und hielt wacker den Pflug im Neubruch wie das Leitseil ungezähmter Afrikapferde. Mit westfälischer Zähigkeit fand er sich in die stramme Tagesordnung: Gebet und Arbeit von morgens 3 Uhr bis 8 Uhr abends in schweigender Geduld und geduldiger Pflichttreue. Damals wußte der 30jährige noch nicht, daß Reichenau seine lebenslängliche Heimat sein werde . . . Er verließ die Polelastation nur um in Mariannhill die heilige Profess abzulegen. Am 2. Februar 1894 legte er die einfache und am gleichen Tag 1897 die feierliche Ordensprofess ab. Später sah er nur einen Wechsel, wenn er als Fuhrmann oder Kutscher fungierte oder auf Nachbarstationen vorübergehend aushalf.

Volle 38 Jahre war das Polelatatal sein Arbeitsrevier. Bis zu seinem 70. Lebensjahr und 40. Jahr in der Mission hielt er am Platze wacker aus mit echt westfälischer Zähigkeit. Mit 15 Brüdern aus allen Gegenden der deutschen Heimat teilte er die Opfer und Beschwerden der Neugründung. Über 3 Jahrzehnte versah Bruder Blasius das Amt eines „Stallmeisters“, — das heißt, er pflegte und fütterte seine jungen und alten Rosse mit eigener Hand. Jeden Morgen gegen 4 Uhr kostete ihn das eine Stunde. Keiner wußte die Zug- und Leittiere so leicht zu zähmen und „meisterhaft zu erziehen“ wie unser „Issibobo“. — Diesen Namen hatte der die enorme Körpergröße an Proportion übertreffende Kopf. Er brauchte die höchste Hutnummer und so mancher Store kam in Verlegenheit, passenden Bedarf an Bekleidung zu liefern . . .

Auf den Feldern machte ihm keiner die Arbeit gleich. „Klug führt den Pflug“ setzte Bruder Blasius in die Tat um. Seine Furchen waren schnurgerade, die Feldmark nett abgegrenzt, die Saaten schön gleichmäßig. Fast 30 Jahre lang hatte der Musterfarmer als Feldschaffner die schwarzen Arbeiter unter sich. Das bedeutet auf die Dauer keine geringe Anforderung an Geduld und Umsicht. Wie oft verderben die ungeübten Naturkinder eine Arbeit, ruinieren Ackergeräte, zerbrechen Maschinen, vergessen dies und jenes oder werfen „die Hacke ins Gras“. Das braucht wahrlich oft riesige Selbstbeherrschung und endloses Korrigieren — dazu in zwei bis drei ungelerten afrikanischen Sprachen, denen alle Fachausdrücke fehlen. Denn für die meisten Dinge der Europäer haben die Eingeborenen ja keine Worte . . .

Guten Freunden gestand der geplagte Induna zuweilen seine schwere Not. Aber Bruder Blasius hieß am Posten aus als ein guter und getreuer Knecht. Die „Mission der schwieligen Hand“ betrachtete er als seinen Beruf. Besonderes Geschick bewies er in der Anlage von guten Fahrwegen und Straßen. Darauf verwendete er viele Zeit und Mühe.



Und das Wort ist Fleisch geworden

Das wurde dann aber durch vieljährige Schonung der Wagen und Zugtiere reichlich ausgeglichen. Manche Strecken der öffentlichen Straßen im Lande hätte Bruder Blasius entschieden besser angelegt als die damaligen englischen Fachleute. Nasse Felder legte er durch Entwässerungsgräben trocken. Auch hierin hatte er vorzügliche Erfahrung. Waldanlagen wendete er viel Fleiß und Aufmerksamkeit zu. Jeden Winter

besorgte der umsichtige Farmer rechtzeitig die Herstellung der nötigen Feuerlinien und bewahrte so die Anlagen und Weide vor Brandschäden. Bedurfte sein etwas langsames Temperament auch mehr Arbeitszeit, irgend etwas fertigzustellen, so war die Leistung aber auch gut und dauerhaft. Das ist sicher besser als das Umgekehrte.

Im Haus und Hof hielt er musterhafte Ordnung und behandelte die vielen landwirtschaftlichen Geräte sorgfältig, wie St. Benediktus mahnt: „Alles Geräte und Eigentum des Klosters halte der Schaffner heilig wie Altargeräte!“ — Hierin gab Bruder Blasius allen Amtsgenossen das beste Beispiel. Nach vollendeter Arbeit wurde jeglich Ding an seinen Platz und möglichst unter Dach sorgfältig aufbewahrt. Es fand sich folcherweise aber auch das ökonomische Sprüchlein glänzend bestätigt: „Lerne Ordnung, übe sie — Es erspart dir Zeit und Müh!“



Bulawayo-Mission: Heidnische Frauen und Mädchen ziehen zum Hacken des Feldes aus

Im Frühjahr und Herbst war Bruder Blasius ein unermüdlicher Sämann. Viele Jahre hindurch besorgte er das Samenausstreuen mit eigener Hand, bis endlich eine Sämaschine angeschafft werden konnte. In der Ernte mähte er fast alles Getreide und blieb nicht selten bis in die Nacht auf der Maschine. Letztere wollte er keinem Schwarzen anvertrauen — und sie hielt denn auch Jahrzehnte lang in brauchbarem Zustande aus.

Scheuer und Dreschmaschine standen unter seiner persönlichen Aufsicht. Letztere bediente er zum Teil selbst und harrete an die 30 Jahre lang bei der vielen staubigen Arbeit an der Häckselmaschine aus. Seine Lunge war mit der Zeit dadurch stark angegriffen. Es kam vor, daß Bruder Blasius wie ohnmächtig dabei zu Boden sank . . . In älteren Jahren beschäftigte man ihn mehr mit Gartenarbeiten, Obstbaumpflege und Fenzmachen. Aber bei seinen lieben Pferden hielt er aus bis ans Ende. Jeden Morgen vor 4 Uhr war der fast 70jährige noch im Stalle tätig und weckte dann um 4.30 Uhr die Gemeinde durch Läuten der Kirchenglocke. „Der Letzte am Abend und der Erste am Morgen — das macht Vergnügen und scheucht viele Sorgen“, dachte die gute Seele.

Zweimal gab es eine kurze Unterbrechung in seinem Poleladienst. Bruder Blasius versah 1921 vorübergehend den Schaffnerposten in der landwirtschaftlichen Filiale Josephsheim und 1930 im 12 Stunden entfernten Telgte. Aber „ein gnädiges Geschick führte ihn immer bald wieder an den gewohnten Heimatort zurück“, den er nicht leicht vergessen konnte.

Als Ordensmann bewies Bruder Blasius Strunk erbaulichen Eifer und strebsamen Geist. Dienstwillig, bescheiden und gehorsam bis in den Tod, gab er allen ein gutes Beispiel. Im Umgange gemütlich und humorvoll, kam jeder gut mit ihm aus. Doch war ihm das Stillschweigen lieber als weltliche Unterhaltung. In den Sonntagsfreitunden interessierte er sich z. B. für Kartenspiel und dergleichen wenig. Aber für einen kleinen Spaziergang, ein gutes Wort und frohen Scherz war er immer zu haben. In den letzten 10 Jahren wechselte er viele Briefe mit seiner westfälischen Heimat und schrieb den Verwandten und Bekannten dort viel Nützliches und Erbauliches aus Afrika. Mit der Zeit bekam er hierin gute Übung und entwickelte ein gemütlich-humoristisches Erzählungstalent. Die Nachmittage der Sonn- und Feiertage verwendete er gern auf dieses stille Nebenapostolat der Feder und trug dazu bei, daß seine Verwandten religiös aufgefrischt und für die Mission interessiert wurden. Manche wandten sich in der Folge dem Ordensstande zu. Eine Nichte wollte Mariannhiller Missionsschwester werden. Einer seiner Brüder war Priester in Amerika.

Durch fleißiges Lesen war Bruder Blasius in religiösen und weltlichen Dingen gut bewandert. Die Schriften seiner Landesgenossin, der seligen Katharina Emerick, unweit seiner engeren Heimat schätzte er besonders. Von Zeitschriften nannte er den Herz-Jesu-Sendboten „am schönsten“. Nebenbei verschmähte er auch profane Lektüre nicht ganz und erklärte die „Schönere Zukunft“ als sein Lieblingsblatt.

Auf die neuesten Nachrichten von Europa war auch der Hochbejahrte immer noch gespannt. Trotzdem konnte er gerade hierin große Zurückhaltung üben. Ein fast heroischer Zug sei der Nachwelt zur Erbauung und Nachahmung mitgeteilt. Wenn längst mit Spannung erwartete Briefe für Bruder Blasius eiliefen, brachte er es aus Abtötung und religiösem Opfersinn über sich, die Briefe tagelang uneröffnet liegen zu lassen. — Erst am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst könnte er sich den Hochgenuß, ihren Inhalt zu verkosten. Diese keineswegs leichte Selbstüberwindung machte ihm nicht bald jemand nach. — Andere ähnliche Punkte könnten noch angeführt werden, die von großer Selbstbeherrschung und Geistesdisziplin zeugen.

Nach dem 60. Lebensjahr hatte Bruder Blasius durch fortgesetzte anstrengende Arbeit viel von seiner Kraft und Gestalt verloren. Ein Farmer aus der Nachbarschaft, wo der Westfale ob seiner rastlosen Feldarbeitsleistungen respektiert war, scherzte einst bei einem Besuche: „Der jetzige Induna ist ein ganz anderer als der frühere. Vor 30 Jahren fürchtete ich mich vor dem Riesen. Heute nähme es jeder mit ihm auf. . .“ Ja, auch des kräftigsten Menschen Leben ist kurz und hinfällig. Es kommen „die Tage von denen es heißt, sie gefallen mir nicht.“ — Dennoch lebte Bruder Blasius glücklich in seiner Gartenzelle zu Reichenau. Das war ein 5 Quadratmeter großes strohgedecktes Häuschen im Obstgarten und unweit des Bienenstandes, seinen fleißigen Nachbarn. Ohne nennenswerten Wechsel verfloss der Rest seines Lebens in Arbeit und Gebet bis Mitte Juni 1932. — Am 20. Juni war auf der Station „Aussezung-

tag" wie alljährlich. In anscheinend noch guter Gesundheit kniete der Siebzigjährige während seiner Anbetungsstunde am Altare. Es sollte seine Abschiedsstunde vom Gotteshause sein, worin er über 30 Jahre lang gebetet und trostreiche Tage genossen hatte. Noch einmal sah er die Vergangenheit im Geiste vorüberziehen. Wie er in der Vollkraft seiner Jugend an diesen Ort gekommen und sich in den Dienst der Mission hingegeben hatte. Wie zum Bau dieser Kirche, hatte er auch zum ganzen Werden und Bestehen der Polelastation das Seinige getreulich beigetragen. Nicht minder zum Kranze der 10 Außenstationen der Mission in weitem Umkreis. Wie oft war er nach St. Emanuel gefahren, nach St. Joseph, St. Salvator usw. um dies und jenes dort zu besorgen und zu arbeiten. — Wieviel hundertmal hatte er den Missionaren das Pferd gesattelt oder das Fuhrwerk zurecht gemacht, wenn sie ihre Missionsreisen antraten! Wieviele eingeborene Arbeiter hat er geschult und sie zu brauchbaren Landwirtschaftsgehilfen herangebildet. Wieviel Sommerhitze und rauhe Winter hat er im Polel als mitgemacht. Über 14 000 gute und böse Tage lagen nun hinter ihm seitdem er in diese seine afrikanische Heimat gekommen! Mit Dank und Freude legte Bruder Blasius wohl alles dort am Altare dem Herrn zu Füßen, der aus der kerzenumstrahlten Monstranz seinen Diener segnete, an dieser heiligen Stätte — zum letztenmal! Nun entläßest du, Herr deinen Diener in Frieden, denn die Stunde der Vergeltung ist gekommen . . .

Um nächsten Morgen, 21. Juni, Dienstag, konnte Bruder Blasius nicht aufstehen. Umsonst scharrten und stampften die Pferde vor 4 Uhr in Erwartung der gewohnten Fütterung. Die ganze Stationsgemeinde verschloß, denn niemand gab das Glockenzeichen zur rechten Zeit. Alles blieb still. . . .

Endlich traten andere dafür ein. Man fand den Erkrankten schwach und appetitlos in der Gartenzelle. Es schien aber nur ein vorübergehendes Unwohlsein zu sein. Auch der Arzt glaubte noch nicht an ein so nahes Ende. Am dritten Tage machte der Bruder selbst Scherz und meinte, die Krankheit sei nicht zum Tode — Unkraut verderbe nicht so schnell. . . .

Aber der Umgebung schien dreitägige Nahrungslosigkeit bedenklich. Am vierten Tag verjagte ihn der Hausobere mit den letzten hl. Sakramenten. Noch hoffte man auf Wiedergesundung, aber mitten in der Nacht vom Freitag auf Samstag rief ihn der Herr des Lebens schon ins bessere Jenseits. . . .

In der still-friedlichen Abendstunde des Muttergottestages, Samstag den 25. Juni 1932 fand die Begräbnisfeier statt. Auf dem zypressenumschatteten Gottesacker in gerader Linie hinter der Reichenauer Missionskirche war die Stationsbevölkerung und auch viele Eingeborene versammelt. Unter gemeinsamem Gebet und Gesang und den Segnungen der Kirche wurde der Heimgegangene zur letzten Ruhe gebettet. Zwischen den Grabhügeln von 14 Missionaren und Missionsschwestern, die seit 1890 in die Ewigkeit vorausgegangen, erwartet er den Tag der Auferstehung. Ein schlichtes Kreuz schmückt auch seinen Hügel, von Rosen und südafrikanischen Blumen umrankt. Nebenam das Weihwassergefäß für die Seelen, wenn sie noch im Reinigungsorte harren. — Wer das Leben dieses getreuen Missionsbruders gekannt, denkt beim Besuch dieser geweihten Stätte an das Wort der Schrift: „Selig die Toten die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach!“

Zum Winterhilfswerk

Gott will es! Alle Mann an Bord;
Gebt Überfluß und mehr noch fort —
An sie, die nichts besitzen!
In kalter Stube friert das Kind,
Die Mutter weint am leeren Spind,
Der Wind pfeift durch die Rägen.

Gott will, daß weichen Weh und Leid,
Und das verfärbte dünne Kleid
Der Reiche soll ersetzen.
Die heilig-hehre Liebestat
Gibt auch der Armut, die nicht hat —
Und ohne zu verlezen.

In Zeiten bitter-tiefer Not
Quoll stets der Güte Rosen-Rot;
So soll erneut es werden;
Die Liebe wallt durch's deutsche Land —
Und wo die Freude ward verbannt,
Bringt wieder sie der Erden.

Gott will's! Drum auf zum Kreuzeszug,
Ihm nach, der uns're Lasten trug
Aus Liebe ohne Ende!
Nehmt Hunger weg und Bitterkeit;
Denkt groß, seid opferfroh bereit —
Und füllt der Armen Hände!

W. L. Heermann

Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling, RMM.

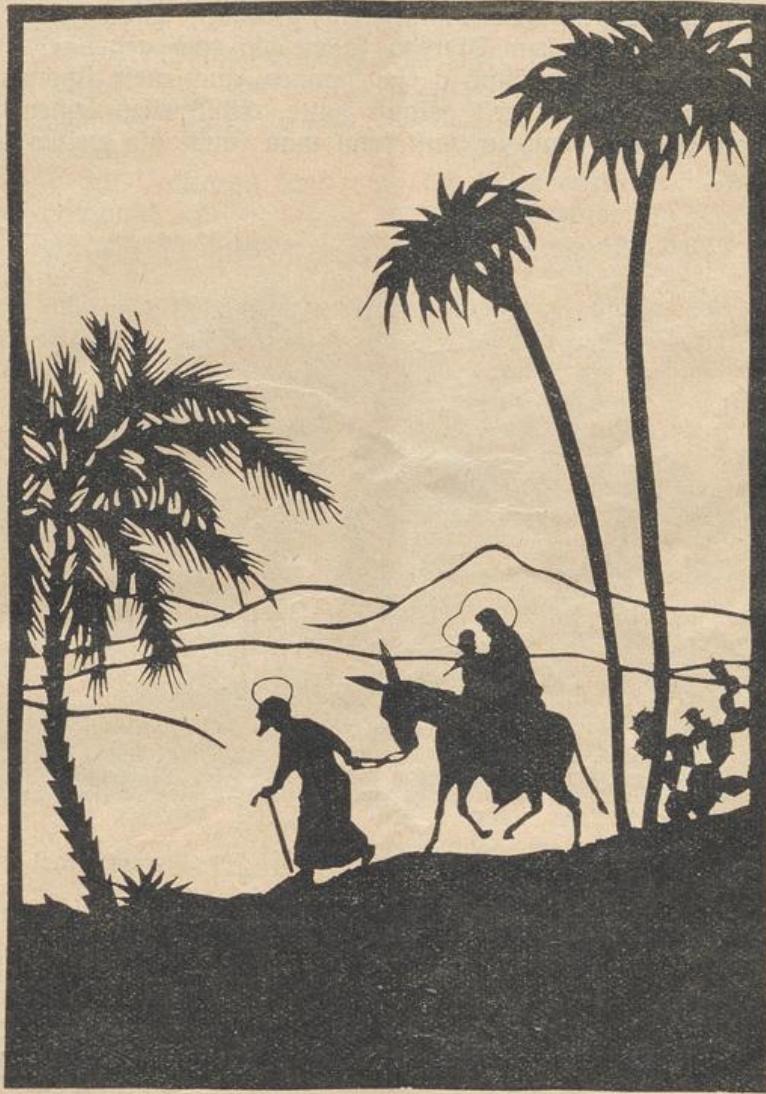
Nach langer Pause soll das Erzählerstübchen unserer Missionare wieder geöffnet werden. Die schlichten Briefe der pflichteifrigen Männer an der Missionsfront werden überall gerne gelesen und wecken allenthalben größere Missionsbegeisterung und besseres Verständnis für den opfervollen Beruf der Missionare und Kulturpioniere. Schon mancher Jungmann, dem durch Gottes Fügung eines schönen Tages eine Nummer des „Bergiße mein nicht“ in die Hände kam, und der dann las, was gerade wieder ein Missionar erzählte, ist dem Ruf der Gnade, die in diesem Augenblicke an sein Herz pochte, gefolgt, hat seine schöne Heimat und alle seine Lieben verlassen, und ist mit Gottes Beistand ein guter seelen-eifriger Missionspriester, oder ein opferfreudiger und hochherziger Missionsbruder geworden. Noch immer sind es zu wenig Arbeiter im Weinberge des Herrn. Die Ernte ist überreif und harrt der Schnitter! Wer wird dem Ruf des Königs der Könige folgen? — Wer will einmal Missionar und Soldat auf dem Schlachtfelde Gottes werden? — Doch — lassen wir nun einen Missionar zu Worte kommen. Pater Xaver Brunner schreibt an seine zwei leiblichen Brüder, die ihm ebenfalls bald nach Südafrika folgen wollen also:

Lange schon ist's her, daß ich Euch nicht mehr geschrieben habe, aber keineswegs habe ich Euch beide vergessen; denn täglich gedenke ich Euer im heiligen Opfer. Gerne möchte ich Euch beide hier unten im sonnigen Süden als tüchtige Missionsbrüder sehen. Seit Ostern bin ich ganz allein als Priester hier, da P. Mansuet auf die Nachbarstation übergesiedelt ist, um da seinen Lebensabend zu verbringen. Ein riesiges Gebiet ist mir somit anvertraut, wo noch sehr viele Heiden wohnen, viele, die noch nicht einmal einen Weizzen gesehen haben. So kam ich vor einiger Zeit in so ein verstecktes Loch, wo die Kinder herbeieilten und meine Kleider antrührten, um sich zu überzeugen, daß ich nicht ein Geist, sondern ein wirklicher Mensch bin. Und erst, als ich mit ihnen sprach, da konnten sie nicht genug tun mit dem seltsamen Besuch. Nun habe ich dort eine Nachschule eröffnet und habe bereits 20 Buben und 10 Mädchen. Die heidnischen Eltern wollen nicht erlauben, daß die Kinder in die Tagesschule gehen und doch wollen die Kinder lernen und etwas von Gott hören.

Am letzten Sonntag begann ich mit 8 Mädchen eine Jungfrauen-Kongregation. Zuerst wollte ich nicht recht anpacken, aber die Mädchen ließen mir keine Ruhe mehr und so vertraute ich sie vorerst zur Probe dem Schutze der Himmelskönigin an. Sie wollen den vielen heidnischen Mädchen ein gutes Beispiel geben. Eine schwarze Schwester hat die Führung. Jetzt sind sie sehr stolz auf ihre schöne Kongregations-Medaille. Auch haben sich alle weiße Kleider machen lassen. Auch die Eltern der Mädchen kamen und dankten mir. Doch muß viel für die Mädchen gebetet werden, denn die Gefahren für deren Seelen sind hier in diesem heidnischen Lande sehr groß.

Vor einigen Tagen wurde ich zu einem ganz alten Mann gerufen, der schwer krank war und dabei noch nie etwas vom lieben Gott gehört hatte. Seine Frau und seine Kinder sind ebenfalls noch heidnisch. Ich unterrichtete ihn im Allernotwendigsten, und da er sehr willig war, taufte ich ihn. Am anderen Tage kam ich in die Nähe und da begegneten mir

Leute, die von seiner Beerdigung heimgingen. Er hatte sicherlich eine herrliche Himmelfahrt sofort nach der heiligen Taufe. — In der Nähe einer Außenstation ist ein Aussäziger. Dieser Bursche ist der einzige Katholik unter vielen Protestanten, er hat für sich eine Hütte und ist da sehr vergnügt. Durch seine Krankheit hat er bereits Hände und Füße verloren. Bei meinem letzten Besuch traf ich seinen Vater in der Hütte an, einen alten Mann, der 3 Frauen hat, wie er mir sagte, und jetzt noch eine dazu



Flucht nach Ägypten

nehmen will, weil er schon wieder so viele Ochsen beisammen hat, daß er sich eine leisten kann. Von einer Befehlung ist natürlich keine Rede. Der Teufel hat noch viel Gewalt. Oft kommen Leute und erzählen mir, wie sie vom bösen Feind gequält werden, wenn sie in die Kirche gehen wollen. Eine Frau, die bisher als Wahrsagerin für den Teufel arbeitete und seit einiger Zeit lernt, sagte mir, daß sie nachts oftmals auf die Schultern geschlagen wird und sonst auch noch vieles zu leiden hat, aber um keinen Preis will sie ihr früheres Teufelshandwerk mehr treiben, sondern

ein wahres Gotteskind werden. In der letzten Zeit habe ich auch einige Ehen geschlossen, bei der sich der eine Teil der andersgläubig war, befürte. Es ist aber leichter einen Heiden zu bekehren als einen Andersgläubigen. Andersgläubige haben bei einer Hochzeit ihren Katecheten so geschlagen, daß er nicht mehr heimgehen konnte. Bei diesen Hochzeiten geht es eben furchtbar wild her.

Wir bekommen eine ziemlich gute Maisernte. Zum Glück blieben wir von der Heuschreckenplage verschont. Eine gräßliche Pferdesseuche wütet. Tausende von den schönsten Pferden fallen hin und gehen ein wie die Fliegen. Auf unserer Farm sind 6 eingegangen, auch mein schönes, liebes Pferd, das ich kurz zuvor erst gekauft hatte. Einstweilen leihen mir die Eingeborenen Pferde, denn zu Fuß kann man kaum die weitesten Strecken zurücklegen.



Aus unserer Bulawayo-Mission: Ein typischer Matabelekraal

Ich bin sehr gerne hier, die Missionsarbeit macht mir sehr viel Freude, und Schwierigkeiten, die man hat, werden reichlich belohnt durch die sichtbare Gnadenhilfe von oben. Wenn mehr Leute und Mittel da wären, könnte man noch viel mehr tun, denn die Leute sind gut und willig, wenn sie nur unterrichtet werden. Und nun Schluß mit treuem Missionsgruß.

Euer P. Xaver.

Ein anderer Missionar, der wünscht, daß sein Name nicht genannt wird, schreibt unter anderem:

Lufizi (Elend) ist der Name eines Burschen, den ich am 13. Januar im heimatlichen Kraal taufte. Damit sein neuer Name mir unvergeßlich bliebe, wählte ich für ihn den Namen Ludwig, weil er mit dem alten Namen Lufizi Ähnlichkeit hat. Ludwig war damals zirka 22 Jahre alt. Sein erster Name hätte nicht besser gewählt werden können, weil er Elend bedeutet. Ja, ein Haufen Elend war Ludwig.

Zunächst hat er nie sein väterliches Haus verlassen können, weil er an einer Seite völlig gelähmt war. Er konnte sich nur auf Händen und Füßen, und zwar den Rücken nach unten fortbewegen, oder rutschen. Sodann hatte er eine schwere Zunge, er stammelte. Das dritte Übel das ihn plagte, waren häufige Anfälle von Epilepsie. Ein anderes Übel, das Ludwig wohl sehr quälen mußte, war seine Behandlung. Begreiflicherweise war er zu Hause bloß geduldet, und ich wundere mich nicht wenig, daß er so lange geduldet wurde. Bedenfalls hat die Mutterliebe manches verhindert, was Ludwig den Tod hätte bringen können. Der Vater war ein gefühlloser Mensch und hatte nichts für ihn übrig, nicht einmal ein Hemd oder eine Decke. Wenn Ludwig so glücklich war, diese beiden Sachen zu besitzen, so war es durch das Mitleid des Missionars oder des Nachbars.

In Bezug auf Nahrung kann man sich leicht vorstellen, wie der arme Junge da manchmal darben mußte, wenn es irgendwo ein Bier gab, und alle Kraalsassen, die Mutter nicht ausgenommen, ihn den ganzen Tag allein ließen.

In den häufigen epileptischen Anfällen war er zweifelsohne meistens allein. Es war ja etwas Alltägliches. Ich habe den armen Schelm seit seiner Taufe jeden Monat besucht, und ich konnte öfter bei meinem Besuch nichts machen, weil Ludwig schon am frühen Morgen wieder einen Anfall gehabt hatte. Einmal kam ich gerade dazu, wie er wieder einen Anfall hatte, allein in der Hütte liegend.

Und trotz allem Elend war Ludwig immer aufgeräumt, zufrieden, ja glücklich. Die letzten Jahre hat er bloß kommuniziert, nicht gebeichtet. Er lebte so gewissenhaft, daß, wenn ich ihn fragte, ob er beichten wolle, er regelmäßig mit lächelndem Antlitz sagte: „Mein Vater, mein Herz ist noch weiß.“ Und wenn ich ihn fragte ob er auch Stoßgebete bete, antwortete er: „O ja, gar sehr viel.“ Ich ermahnte ihn in letzter Zeit öfter, um eine glückliche Sterbestunde zu beten, und jedesmal versprach er es. Aber zuletzt war er es, der davon sprach, daß er den lieben Heiland bitte, ihn zu holen. Und wirklich, am 15. März dieses Jahres ist er zu seinem geliebten Jesus gegangen. Es war mir natürlich sehr darum zu tun, die Leiche meines Freundes auf unserem Friedhof zu haben. Es hatte aber seine Schwierigkeiten, erstens wegen des langen, beschwerlichen Weges, und zweitens, weil der Vater sagte, er habe kein Geld um einen Sarg kaufen zu können. Aber glücklicherweise ging alles gut, und ich kann, was mir Herzenssache ist, für die Instandhaltung seines Grabes sorgen. — Selig die Toten, die im Herrn sterben!

In der katholischen Weltmission schlägt das katholische Herz. Dieser Herzschlag gilt Gott und Christus, der Kirche und den Seelen. Es ist der heilige Herzschlag, der gepocht hat im Herzen Jesu, der weiter pocht in den Herzen der Apostel, der weiter pocht in den Herzen der Sendboten des katholischen Volkes.

Mission ist Wachstum. Missionskraft ist Lebenskraft. Missionsgeist ist Glaubensgeist. Missionsliebe ist Gottesliebe, ist Christenliebe, ist Seelenliebe. Die Kraft aber muß wirken, der Geist muß streben, die Liebe muß tätig sein. Die Weltmission ist der Lebensatem der Kirche.

Die Mission für Alle

IV.

2. Opfer

An erster Stelle die besondere Aufopferung des hl. Messopfers für die Bekehrung der Heiden und Förderung aller Missionen in der Welt. Ebenso die öftere Aufopferung der hl. Kommunion in der gleichen Meinung. Nach derselben eine ganz spezielle, dringende Bitte an den König der Herzen in der eigenen Seele, er wolle doch allen Ungläubigen, Unwissenden und noch von ihm Getrennten das Licht der Wahrheit und die Gnade des heiligen Glaubens verleihen!

Das sind die beiden wirksamsten Opfer im Missionsdienste. Sodann jedes andere, persönliche Opfer: eine Entzagung, eine Selbstüberwindung, ein kleines Bußwerk, vor allem das geduldige Tragen aller gottgesandten Leiden und Widervärtigkeiten in der Meinung: Für die Mission! — Der Eifer hierin wird mit der Zeit einer Menge von Heiden die Gnade der Herzensbekehrung verdienen helfen. Missionsberufe zu wecken oder bedrängte aufrecht zu erhalten. . . . Das war die beständige Übung und Meinung der kleinen heiligen Theresia. Gleich ihr wird jeder Opfernde mit Staunen die Früchte schauen und den Lohn genießen!

Um den Eifer rege zu erhalten, ist es sehr dienlich, die Meinung auf bestimmte Missionsziele oder Länder eigens hinzurichten. Für die Bekehrung der Afrikaner! Für die Katholisierung Japans! Für China! Für Indien! Für die allmonatlich von Rom aus veröffentlichten besonderen Missionssanlagen. Daz feiner ohne die heilige Taufe sterbe und noch die Gnade einer vollkommenen Reue erlange. . . . Oder wozu der Einzelne sich immer angetrieben fühlen mag. Wer das beständig tut, steht in den ersten Reihen der Missionsarmee, obgleich er nie ein Missionsland oder eine Frucht seiner Opferarten sehen mag.

Diese beiden „Werke der Missionsbarmherzigkeit“ haben den großen Vorzug, daß alle sie reichlich üben können. Vom Schulkinde bis zum sterbenden Greis auf dem Schmerzenslager, vom ärmsten Tagelöhner bis zum Millionär. Der Analphabet wie die gefeierte Intelligenz: für alle zumal ist diese Mission ebenso leicht ausführbar als kostbar in ihren Erfolgen.

3. Persönliche Propaganda

Hierin macht vor allem „die Liebe erfinderisch“. Wer lebendigen Glaubensgeist und echten Religionseifer in sich trägt, findet 100 Mittel und Wege, das Werk der Glaubensverbreitung zu fördern. Eine Fülle von Beispielen beweist es. Männer reden in Versammlungen, Vereinen, bei Besuchen und jeder passenden Gelegenheit zugunsten der katholischen Mission. Frauen tun das Gleiche und arbeiten mit ihren Familienangehörigen und Töchtern überdies für die Mission. Sie fertigen Paramente, Kirchenausstattungen, Kleidungsstücke für arme Neubefehlte. Andere sammeln solche Gegenstände und senden sie in die armen Länder. Durch großzügige Briefmarkensammlungen hat mancher Priester und Laie ganz Erstaunliches geleistet. Eine lange Reihe von Missionsstationen in allen

Teilen der Erde verdanken ihr Entstehen oder ihre geistliche Fortentwicklung der persönlichen Propaganda. Das leuchtendste Vorbild ist eine ebenso hochgebildete als glaubensstarke Gräfin, die eine ganze Hilfsarmee für Afrika allein ins Leben gerufen hat und selbst bis zum letzten Atemzuge dafür tätig war. Nämlich die selige Maria Theresia Ledochowski, General-Leiterin der jetzt weltbekannten St. Petrus Claver-Sodalität. Volle 40 Jahre hat dieses hervorragende Missionswerk nun schon in ganz Afrika unermesslichen Segen verbreitet und volle 12 Jahre genießt seine heiligmäßige Gründerin bereits den ewigen Lohn ihres apostolischen Eifers. Wieviele Gerettete aus Afrika mögen im Himmel mit ihr die Freuden der Glorie teilen! Wie ihr Bruder, Kardinal Ledochowski als Präfekt der Propaganda in Rom vorstand, so leitete die Schwester eine Propaganda speziell für Afrika ein. Damit hatte die große Seele einen



Aus unserer Bulawayo-Mission: Eingeborene Frauen beim Dreschen

herrlichen Lebensberuf gefunden, dessen heroische Ausübung sie zur Heiligen machte. Heute rufen viele Afrikaner und Europäer schon — privatim — ihre Fürbitte an und die Zahl der Gebetserhörungen wächst mit jedem Monat.

Personale Missions-Propaganda in kleinem Maßstab können alle Erwachsenen in der einen oder anderen Art ausüben. Der Eifer findet Mittel und Wege.

4. Eigene Hingabe

Wir kommen zum wertvollsten Barmherzigkeitswerk im Dienste der Weltmission: lebenslängliche Hingabe der eigenen Person als aktiver Missionar, Missionsbruder — oder Missionsschwester! Wem Gott diesen erhabenen Beruf in die Wiege und ins Herz gelegt hat, möge ihm entschlossen und starkmütig Folge leisten bis in den Tod! Je mehr Anstrengung und Opfer er fordert, desto besser! Es ist wohl die ausgezeichnetste Nachfolge Christi des Guten Hirten, der den verlorenen

und in der Wüste irrenden Schafen nachgeht und sein Leben für sie hingibt. Viele Tausende sind bisher diesen Opfergang im Drange ihres Herzens geeilt und haben den überaus großen Lohn als Preis erlangt. Noch nie standen gleichzeitig so viele Missionsarbeiter im Neubruch der Heidenländer als in unseren Tagen, aber die Ernte wird immer größer, es braucht eine Million mehr! Keiner versage die bereitwillige Selbsthingabe, wenn der König des Seelenreiches ruft. Es ist heroische Christusliebe und heldenmütige Nächstenliebe zugleich!

Die soziale Arbeit eines deutschen Missionars in Afrika

Der Mariannhiller Missionar P. Bernard Huß ist in ganz Südafrika als hervorragender Führer und Organisator in sozialwirtschaftlichen Fragen angesehen. Er hat sich die gesellschaftliche und wirtschaftliche Hebung der Einheimischen zur Lebensaufgabe gemacht. Zahllose Kurse hielt er ab und schuf Selbsthilfeorganisationen (Raiffeisenkassen, Kreditgenossenschaften usw.). Die Regierung sandte ihm sogar Negerführer zwecks Unterweisung zu. Unterschiedslos saßen in den Sozialkursen Katholiken und Andersgläubige zu Füßen dieses katholischen Missionars. Im vergangenen Jahr hat nun auch die Universität Johannesburg seine Hilfe erbeten, um den völlig verarmten Eingeborenen einer größeren Siedlung (Potchefstroom) zu einer Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu verhelfen. Kaum hatte P. Huß unter Heranziehung der umwohnenden weißen Siedler an der Schaffung einer neuen wirtschaftlichen Organisation der Neger erfolgreich gearbeitet, als Bischof Meissing von Kimberley seine Hilfe erbat. Es handelte sich um die Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule in Betschuanaland. Dort haben die Häuptlinge, erbittert über den ewigen Sektenstreit, bestimmt, daß nur eine einzige Sekte in ihrem Schutzbereich arbeiten darf. Die katholische Kirche, die sich hier noch nicht durchgesetzt hatte, kam zu spät und wurde so im Betschuanaland von der Wirksamkeit ausgeschlossen. Züngst hat nun Bischof Meissing eine Farm gekauft und hofft auf dem Wege über die Errichtung einer Landwirtschaftsschule in Betschuanaland dem Missionswerk Eingang zu verschaffen. Die Regierung steht dem Plan wohlwollend gegenüber. Aufgabe des P. Huß wird es sein, die neue Farmsschule in Gang zu setzen. In Johannesburg sprach der südafrikanische Sozialreformer vor verschiedenen Gruppen gebildeter Eingeborener über Wirtschaftsfragen und die Bildung von Selbsthilfeorganisationen. In Transkei schuf Huß in den Jahren 1926—1931 ein System einheimischer Banken, und zwar im Auftrage der Regierung. Jetzt hat der verdiente Missionar sogar aus Uganda Briefe erhalten, in denen sein Rat zwecks Gründung landwirtschaftlicher Schulen gewünscht wird. In Belgisch-Kongo wünscht man Auskunft über die Tätigkeit der von P. Huß mitbegründeten Katholischen Afrikanischen Union, einer katholischen Gegenorganisation gegen die kommunistischen Arbeitersyndikate. Huß wurde eingeladen, auf Missionskonferenzen in Süd-Rhodesia und in Natal zu sprechen. Einige seiner Schriften werden heute schon in Belgisch-Kongo verbreitet. Es ist bei Lage der Dinge selbstverständlich, daß der

südafrikanische Kommunismus die Person und das Werk des P. Huß unausgesetzt verdächtigt.

Des Missionars Kummer und Freuden

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

Es ist ganz natürlich, daß selbst die gewandteste Feder vertrocknet, wenn man lange am selben Platz ist, es fällt einem nichts mehr auf, man sieht nichts Neues und Interessantes mehr, was einem zum Schreiben anregen würde. Dann kommt schließlich über Nacht die Versezung und am neuen Platz ist alles wieder neu und scheint wieder beschreibenswert. So hat auch der Empandianer seine ausgedehnten Jagdgründe verlassen und ist nach St. Patrick gezogen, der Eingeborenen-Mission in der Hauptstadt des Landes Bulaivaho.

In Bulaivaho war der Königsraal des grausamen und mächtigen Lobengula, des letzten großen Matebelekönigs. Wie ein Kaiser Karl und Kaiser Rotbart, so ist auch er nicht gestorben, sondern die alten Krieger warten schließlich immer noch, daß er kommen wird um die verhafteten Weißen zu vertreiben und sich selbst in die herrlichen Bauten hineinzusetzen, die sie ihm gebaut an Stelle seines Königsraals. Sie werden allerdings umsonst warten, wie sie auch beim letzten Aufstand umsonst gewartet haben, obwohl sie gerade für ihn, damit er eine schöne Residenz bekomme, die Stadt, die in ihren Händen war, vor jeder Zerstörung schonten. Allerdings haben die Matabele den Deutschen das voraus in ihrer Hoffnung, daß man tatsächlich nicht weiß, ob Lobengula überhaupt gestorben ist. Als sie mit den Engländern Frieden machten, war Lobengula verschwunden, ob tot oder lebend weiß niemand zu vermelden. Nun aber haben die Weißen die größte Stadt, ganz im modernen Stil auf diesem so historischen Platz erbaut, der einst Lobengulas Königsherrlichkeit gesehen und die Eingeborenen, sein Volk, darf nicht einmal wohnen an der Stätte ihres toten Königs, sondern man hat ihnen außerhalb einen Platz angewiesen, wo sich nun das Eingeborenenviertel von Bulaivaho ausdehnt und am Rande des Eingeborenenviertels sind alle möglichen Religionsbekennnisse in ihren Schulen und Schülchen vertreten, aber der eigentliche Missionar ist trotzdem der Pfarrer von St. Patrick; denn er ist der einzige europäische Missionar, der direkt hier seine Wohnung aufgeschlagen hat. Daß man aber gerade keine erhebenden Seelsorgsfreuden hier erlebt, brauche ich wohl meinen Lesern nicht zu schildern. Es ist Großstadtcharakter mit all den vielen Gelegenheiten zur Unsitthlichkeit.

Aus dem kindlichen Spiel kann man gelegentlich erfahren, wie es in den Familien hergeht und kann auf den Geist im Eingeborenenviertel schließen. Natürlich sind sie mehr beeinflußt wie Eingeborene auf dem Lande, aber leider auch im unguten Sinne.

Habe ich da neulich Mädchen beobachten können bei ihrem kindlichen Spiel. Sie kamen zu mir zum Sakramentsunterricht und da natürlich nicht alle pünktlich kommen, mußten sie etwas warten. Nun, Eingeborenen-Kinder sind eben auch Kinder und ein kleiner Sandhügel ist für sie nicht weniger einladend zum Spiel als in der Heimat. So vertrieben sie sich die Zeit indem sie Vater und Mutter spielten. Im Gegensatz zu europäischen



Heidnische Mutter mit Kind

heftig nasenblutend und zwar begann das schon in der Nacht; überall waren Blutlachen in der Hütte und diese Sache ist bei den Eingeborenen gar nicht so harmlos. Sie verbluten sich dabei sehr leicht. Ihre Schwester, die mich gerufen, stand neben mir und wir betrachteten so die Kranke, wie sie sich des Nasenblutens kaum erwehren konnte. „Was tun“ — meinte ich zur Schwester — „wenn ich sie jetzt tauße und sie wird wieder gesund, dann vergißt sie doch bald, daß sie ein Kind Gottes sein soll“. „O nein, da forge ich schon dafür; ich unterrichte sie schon gut“. „Woher das nur kommen mag“ — meinte ich — „so schrecklich bluten?“ Und da kam nun die Antwort, die mich ganz eigenartig berührte. „Das ist Gott, der opfert nun sein Kind.“ Opferlamm in der Hand Gottes, des gütigen Vaters, was für eine schöne Auffassung, was könnten wir einem schiver Erkrankten besseres wünschen, als daß er sich als Opferlamm dem lieben Gott anbiete.

Kindern aber spielten sie nicht Vater und Mutter, sondern Mann und Frau. (Sehr bezeichnend für die Denkweise des Eingeborenen, der Materialist ist.) Das eine Mädchen fungierte als Frau und war gerade daran an der Hütte zu bauen. Der Mann mußte anfangs helfen Baumaterial herbeischaffen; dann war es für ihn schließlich Zeit zur Arbeit zu gehen um etwas zu verdienen. Der Tag wurde als Zahltag gerechnet. Nun kam der Mann wieder zurück mit dem Geld (kleine Steinchen). „Was hast du mir alles gekauft? Ein Kleid, Eßwaren usw.?“ „Hier ist dein Kleid und da hast du Geld“. „Ist das alles?“ „Nun, ich muß doch auch in die Kantine gehen zum Bier.“ Nun ging ein gut nachgemachtes Gezeter los und schließlich machten die Buben dem Spiel der Mädchen ein Ende, wie es nun einmal die rohe Art der Buben ist. O kindliches Spiel, du sagst uns so viel, ja nur zu viel. Wie viel Sünde schreit wohl jede Nacht empor zum Himmel von diesem Fleckchen Erde, auch Location genannt, das Eingeborenenviertel Bula-waho.

Aber nicht nur lauter Elend, sondern manchmal gar sehr erbauliche Dinge erlebt der Missionar in St. Patrick. Es war neulich auf der Pasipas-Schule ungefähr 12 Meilen außerhalb der Stadt. Eine der besten Christinnen meldete nach dem Gottesdienst ihre noch heidnische Schwester als in Todesgefahr befindlich. Da ich durch den Lehrer erfuhr, daß sie sogar eifrig zum Unterricht komme, zögerte ich nicht mehr, sie zu besuchen. Als ich nun hinkam, fand ich die Kranke

Da die Kranke auch ziemlich gut vorbereitet war, habe ich nicht mehr die geringsten Bedenken gehabt, ihr die Nottaufe zu spenden, und wie froh war ihre Schwester darüber. Alle ihre Angst war wie weggeblasen, weil sie nun getauft war, jetzt konnte sie ruhig sterben, nur darum bangte sie, nicht um ihr Leben, sie hatte eine so entsetzliche Nacht hinter sich, immer die Angst, ihre Schwester könnte sterben, ohne die hl. Taufe empfangen zu haben. Nun, der Monika geht es jetzt wieder besser, er hat sein Opferlamm noch nicht gewollt. Muß man da nicht an die Worte des Heilandes denken von den Kleinen, die Dinge erfassen, die den Weisen verborgen sind.

Zum täglichen Wirkungskreis des Missionars gehört auch das Krankenhaus. Es wird natürlich der kalte Eingeborene dort in seinem leiblichen Elend betreut, aber um sein seelisches kümmert sich niemand. Man kann darum mit bestem Willen nicht viel tun und zudem darf man auch nicht voreilig taufen; denn sobald die Eingeborenen gesund werden, ist alles wieder vergessen. Es kommt aber so selten vor, daß einer wirklich um die Taufe bittet, obwohl man fast täglich sie besucht, sie um ihren Gesundheitszustand fragt und mit ihnen sich unterhält; auch einmal fragt, ob er schon gelernt hat usw. Trotzdem erlebte ich letzthin einen ganz eigenen Fall, sodß ich der Überzeugung bin, es mit einem außerordentlichen Gnadenfall zu tun gehabt zu haben. Gleich als ich ihn das erstmal fragte, ob er schon getauft sei, bat er sofort ohne irgend eine Anregung von meiner Seite um die heilige Taufe. Der arme Bursche war wirklich schwer krank. Aber ich überlegte es mir noch, ob ich ihn taufen solle oder nicht und so sagte ich ihm: „Morgen komme ich ja wieder“. Am nächsten Tag nun bat er wieder inständig um die hl. Taufe und da er schon einiges in einer fremden Schule gelernt hatte, aber noch nicht getauft worden war, so fragte ich ihn ein wenig aus und konnte mit Befriedigung feststellen, daß er so einigermaßen die Hauptwahrheiten des Glaubens wußte. Nun machte ich ihn noch ernst darauf aufmerksam, daß es ein großer Unterschied sei, ob er von einem katholischen Priester getauft werde oder in einer andersgläubigen Schule. Aber freudigst versprach er, er wolle Katholik werden und so bald er wieder gesund werde, werde er auch auf die anderen hl. Sakamente lernen, ich sollte ihn nur ruhig taufen, da wäre gar keine Gefahr. „Ja, aber dann hernach, ihr Burschen, ihr wollt dann nichts mehr wissen von Religion und unserm Herrgott und treibt dann die schlechtesten Sachen“, meinte ich. Da aber kam ich schlecht bei ihm an und als Antwort legte er mir ein so demütiges Geständnis ab, daß ich tief gerührt wurde. „Nein Vater“, sagte er, „wenn ich getauft bin tue ich sicher nichts Schlechtes mehr. Freilich, bis jetzt war ich nicht brav, habe die schlechtesten Sachen getrieben“ und dabei legte er mir ein Geständnis ab, daß er es auch in der hl. Beicht einmal nicht besser zu machen braucht. „Ja“, so fuhr er weiter, „ich habe alles Schlechte getrieben, aber jetzt will ich dann nur noch Gott lieben und ihm nie mehr wehe tun“. Gerührt spendete ich ihm dann die hl. Taufe auf den Namen Paul. Wo er sein Wissen nur her hatte? Soviele lagen um ihn herum, viele nicht ungefährlicher als er, viele haben mich schon so oft gesehen und so oft gesprochen und noch niemals ist in ihnen das Verlangen wach geworden, mich um Ausübung meiner Priesterewalt zu bitten. Und Paul, für den ich noch ein Fremdling war? Obwohl bei Andersgläubigen in der Schule, hat er praktisch die ganze Kraft und den ganzen Trost des Bußsakramentes gefühlt in einer Zeit, wo er es noch gar nicht notwendig hatte; denn wenige Minuten hernach hat ihn das hl. Taufwasser von all seinen Sünden

gereinigt und Jesus hat seine treue Knabenseele wohl mit unendlicher Erlöserliebe umarmt. O Gott, wie unendlich gut bist du und wie wunderbar sind die Wege deiner Barmherzigkeit.

Zulmärchen

Von Br. Petrus, RMM.

Untreue schlägt den eigenen Herrn

Zwei Brüder verließen einmal ihre Heimat um ihr Glück in der Fremde zu suchen. Auf ihrer Wanderschaft kamen sie zu einem Zauberer und frugen ihn, was sie tun müßten, um reich zu werden. Der Zauberer sagte ihnen, sie sollten immer nach Osten gehen, bis sie an einen großen Wald kämen. Dort sollten sie Bäume fällen und aus jedem gefällten Baume würde ein Ochs herauspringen. Die Brüder folgten dem Rate und fanden den Wald. Der Jüngere fing gleich an Bäume zu fällen und ruhte nicht eher, als bis er eine schöne Herde beisammen hatte. Der Ältere aber war faul und legte sich im Schatten schlafen, weil es ihm zu heiß war um zu arbeiten. Am nächsten Tage trieb der Jüngere seine Herde heim und der Ältere ging mit ohne Bäume gefällt zu haben. Auf dem Heimwege verirrten sich die beiden Brüder und litten großen Durst. Endlich fanden sie Wasser, aber es war tief in einer Schlucht drunter, so daß sie es nicht erreichen konnten. Da sagte der Ältere zum Jüngeren, er wolle ihn mit einem Strick hinunterlassen und er möge Wasser für ihn und das Vieh schöpfen. Wie gesagt, so getan. Als der Jüngere aber genug Wasser für ihn und das Vieh geschöpft hatte, zog ihn dieser nicht mehr hinauf, sondern ging mit der Herde heim. Daheim wurde er von seinen Verwandten mit Freuden aufgenommen und als sie fragten, wo sein jüngerer Bruder sei, sagte er, sie hätten Streit gehabt und sich getrennt und er wisse nicht, wohin jener gegangen sei. Aber als er betrunknen war, verriet er sich und seine Verwandten schlugen ihn und trieben ihn fort. Dann gingen sie hin, zogen den Jüngeren aus der Schlucht heraus und führten ihn heim.

Das Christentum muß als Weltreligion in seinem wesentlichen Merkmal katholisch, das heißt allgemein sein. Weltweit wie die Erde, weltweit wie die Menschheit, weltweit wie Gottes Borsehung muß die Religion sein, die Gottes Weisheit und Gottes Güte den Menschen geoffenbart hat. Das Christentum ist die Religion der menschlichen Seele, die unbedingte Religion, die Weltreligion.

Nicht als Millionäre, sondern als Missionare werden die Jünger von ihrem göttlichen Meister hinausgesandt bis zu den äußersten Grenzen der Erde. Sie sollen herrschen im Reiche der Seelen. Wenn auch die Welt die Krone verachtet, die sie tragen, weil sie gar zu oft an die Dornenkrone Jesu erinnert, so ist es doch eine Königskrone, deren segnende Strahlen das Angesicht der Seele erneuern.

J. Weiler

Traurige Weihnacht

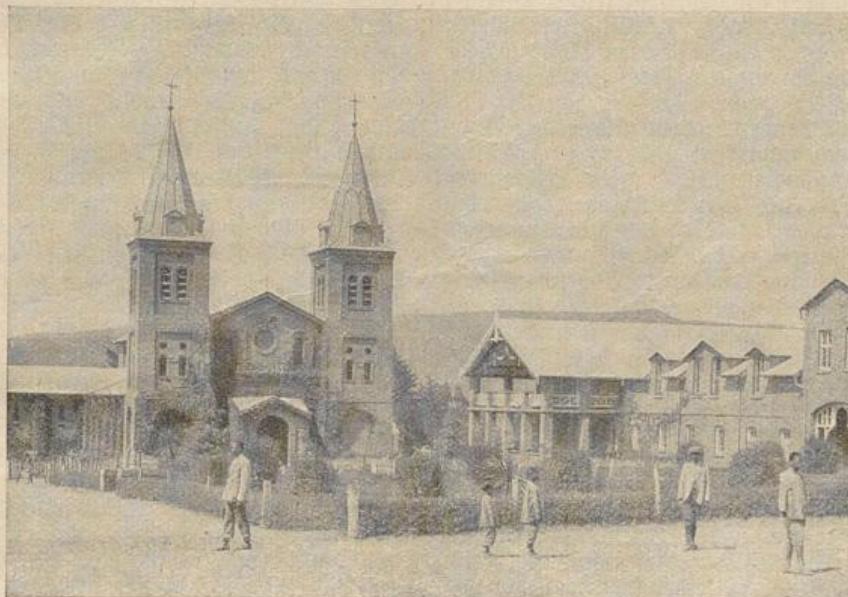
Nach dem Englischen. Aus „Wolken und Sonnenschein“. Von P. J. Spilmann.
Nachdruck verboten! (Schluß)

„Ja, ich habe wieder getrunken, und werde morgen wieder trinken und übermorgen auch, und solang ich will und soviel ich will — hast du mich verstanden? Weshalb sollte ich nicht trinken, wenn es mir einmal Spaß macht? Wer will es mir wehren — das möchte ich wissen! Du nicht mit all deinem Greinen und Heulen, und er auch nicht, der miserable, kaltblütige Schuft! Ich sagte ihm, er werde es

Roderich wird dich ganz gewiß wieder aufnehmen, wenn du nur ein bißchen solider sein willst.“

„Ha, mich wieder aufnehmen!“ schrie Lader mit heißerer Stimme. „Und wenn sie auf ihren Knien zu mir herrschen, ich gehe ihnen nicht mehr in das verfluchte Loch. Die Pest sollen sie alle kriegen!“

Mit diesem Fluche statt eines Abendgebetes warf sich der Betrunkene in seinen



Südafrikanische Missionsstation Lourdes

bereuen, daß er mich fortgejagt, und so soll er denn, so wahr —“.

„Hat der junge Herr Roderich dich entlassen, Martin?“ fragte sein Weib, der eine schreckliche Ahnung aufdämmerte.

„Ja!“ schrie der Trunkenbold, „er warf mich hinaus wie einen Hund. Er sagte, ich sei ein Schandfleck seiner ehlichen Werkstatt, und drohte, mich der Polizei zu übergeben, wenn ich mich wieder zeigen würde. Ha, den möchte ich sehen, der mir Handschellen anlegen wollte! Aber er muß es mir mit seinem Leben büßen, so wahr ich Martin Lader heiße!“

„Du bist wieder in der Gesellschaft von Robert Merzer gewesen, Martin“, sagte sie mit einem Seufzer. „Aber rede jetzt kein Wort mehr davon; du bist heute Abend aufgereggt; morgen wird sich dir alles in einem anderen Lichte zeigen. Herr

Kleidern auf das Lager und fiel bald in einen schweren Schlaf. Sein unglückliches Weib aber konnte während dieser Nacht keine Ruhe finden. Eine unaussprechliche Angst, der Mann möchte die Drohung vollstreden, die seine trunkenen Lippen soeben ausgesprochen, quälte sie. Mord! Und wer sollte das Opfer des blutigen Verbrechens sein? Der Bräutigam ihrer lieben, glücklichen Schwester! Der Gedanke war zu schrecklich. Sie kniete nieder und betete mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die fürchterliche Tat abwenden wolle.

Endlich verscheuchte der Morgen diese düsteren Bilder. Marie stand auf, betete inbrünstig, kleidete ihre Kinder, verrichtete auch mit denselben ein eifriges Morgengebet und bereitete das spärliche Frühstück. Der späte Wintertag schaute schon

voll durch das Fenster herein, als der Trunkenbold endlich erwachte. Natürlich quälte brennender Durst seine Kehle, seine Augen glühten und unaussprechlicher Kopfschmerz folterte sein Gehirn. Aber das war er seit Monaten gewohnt; einen erquickenden Schlaf kannte er schon längst nicht mehr. Als er das Bewußtsein wieder völlig gewonnen hatte, stand sein treues Weib am Bette und reichte ihm eine Tasse starken Kaffee.

„Was ist das? Kaffee?“ brummte er. „Ich mag das schlappe Gewäsch nicht. Geh und hole mir einen Schoppen Bier, wenn du Geld hast.“

„Ich habe kein Geld“, antwortete die Frau entschieden. „Und wenn ich Geld hätte, würde ich doch jetzt keinen Pfennig für dich auf Bier verwenden. Trink diesen Kaffee; er wird dir deinen Kopf klären; ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.“

Marie war mit dem Mute der Verzweiflung gewaffnet und fest entschlossen, alles aufzubieten, um ihren mißleiteten Mann in der letzten Stunde noch vom Rande des Verderbens zurückzuholen. Lader starre sein Weib verwundert an; noch nie hatte das sanfte Wesen in einem so entschiedenen Tone zu ihm gesprochen. Er nahm die Tasse in seine zitternde Hand und begann sie auszuschütteln. Im anstossenden Verschlage hustete der frakte Hans und weinte das kleine Kind, welches Marthä wiegte und beschwichtigte.

Frau Lader setzte sich neben das Bett zu ihrem Manne und hob mit ernstem Tone an: „Martin, ich hätte dir schon lange einiges gesagt; aber, die Wahrheit zu gestehen, ich wagte es nicht. Du weißt wohl, daß du in letzter Zeit mit mir und den Kindern nicht sonderlich freundlich warst. Ich fürchtete Schläge, wenn ich sprechen würde. Aber heute fürchte ich nicht mehr für mich, sondern einzig für dich, und du mußt mich jetzt anhören, Martin!“

Der Mann sagte ärgerlich: „Nun denn, in Kuckucks Namen, wozu diese lange Einleitung? Sage, was du zu sagen hast! Aber nimm dich in acht!“

„Bevor ich dich heiratete“, fuhr die Frau ruhig fort, „hat ein anderer um meine Hand geworben. Ich konnte den Mann nicht ausstehen; er hatte keine Religion und lief in die Wirtshäuser. Der Mann geriet in heftigen Zorn, als ich ihm einen Korb gab, und verschwörte sich, er wolle Unglück über mich und meine Kinder bringen, wenn ich je einen andern eheliche. Ich lachte über diese Drohung und dachte, er werde mich bald vergessen haben und ein anderes Mädchen heiraten. Aber er heiratete nicht. Doch während der ersten Jahre unserer Ehe, als wir so glücklich

waren — erinnerst du dich nicht mehr, Martin? — vergaß ich den Mann und seine Drohung; er war auch in eine andere Stadt gereist. Da auf einmal kam er zurück.“

„Und?“ fragte Martin.

„Und hat sein Drohwort erfüllt. Der Mann ist Robert Merzer.“

Für einen Augenblick schwieg Lader verblüfft. Dann sagte er: „Du schwähest Blödsinn, Weib! Robert ist der beste meiner Freunde.“

„Robert Merzer ist der größte unserer Feinde“, wiederholte Frau Lader auf das bestimmteste. „Wer hat dich — es sind jetzt fast vier Jahre her — daran gewöhnt, jeden Augenblick bald in dieses, bald in jenes Wirtshaus einzufahren? Wer spottete beständig über unsere heilige Religion und suchte es dahin zu bringen, daß du dich deines katholischen Glaubens schämtest? Wer brachte es endlich nach und nach dahin, daß du seit Jahr und Tag keine Kirche mehr besuchtest? Wer ist nun seit Monaten jede Nacht in deiner Gesellschaft und gibt nicht Ruh noch Rast, bis du betrunken bist und bis dein Arbeitslohn, mit dem du die Nahrung und Kleidung der Kinder bestreiten solltest, durch die Kehle gejagt ist? Wer gab dir den guten Rat, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, samt meiner Nähmaschine, mit der ich die Kinder bis dahin vor dem Hunger bewahrte, zu verkaufen und den Erlös ins Wirtshaus zu tragen? Du weißt es so gut wie ich; das alles hat Robert Merzer getan.“

Martin gab keine Antwort, und seine Frau fuhr alsbald fort: „Dieser Mann war die Ursache all unseres Unheils. Er hat dich wie ein kleines Kind in seiner Hand und mißbraucht dich zu allem nach Lust und Laune. Er hat es auch zutage gebracht, daß dich Herr Roderich entließ.“

Die Erwähnung dieses Namens entzündete ein unheimliches Feuer in den Augen des Mannes. Mit einem Fluche stellte er die Kaffeetasse hin.

„Gestern abend war meine Schwester Anna hier. Sie sagte mir, sie sei verlobt und werde sich bald verheiraten, und ich bin überzeugt, du wirst nie mehr solche Reden führen wie diese Nacht, wenn du erfährst, wer ihr Bräutigam ist.“

„Und wer ist es?“

„Herr Jakob Roderich.“

„Zum Henker mit ihm!“ schrie Lader und sprang vom Bette auf. Beschwichtigend ergriff die Frau seinen Arm und sagte: „Denke doch, welches Glück für Anna, eine so vorzügliche Partie! Du selbst sprachst immer mit dem größten Lobe von Roderich, und ich weiß bestimmt, niemand anders als Merzer hat diesen Zorn gegen ihn in deinem Herzen geschürt.“

„Lasse mir Robert aus dem Spiele, Marie! Ich werde zu meinen Freunden wählen, wen ich will. Meinst du denn, ich sei nicht mein eigener Herr und Meister?“

„Nein, leider, das bist du nicht, sobald du getrunken hast! Und deshalb verlange ich von dir das Versprechen, den Umgang mit Merzer aufzugeben. Er hat dich immer tiefer und tiefer ins Elend gebracht, seit du dich mit ihm einließest, und wer weiß, welches der nächste Schritt ist, zu dem er dich versüßt, wenn du wieder getrunken hast. Die ganze Nacht träumte ich vom Galgen und sah, wie sein Schatten dich verfolgte. Ich kann nicht sagen, was ich um dich ausgestanden habe.“

„Pah, Träume sind Schäume! Wie kannst du nur so kindisch sein, Marie?“

Das Auge seines Weibes gewahrte den heilsamen Eindruck ihrer Worte, und mit der glühenden Überzeugung ihres Herzens voll Mutterliebe und Glaubenstreue fuhr sie fort: „Es gibt auch Träume, die Gott zur Warnung schickt, Martin. Laß den schrecklichen Traum nicht wahr werden, und damit er nicht wahr werde, meide Merzer! Schau, Martin, es ist heute der Vorabend des heiligen Weihnachtstages; laß uns diese Weihnachten besser zubringen als die verflossenen drei! Wir wollen zusammen den Gottesdienst besuchen; wir wollen den Kindern ein ordentliches Mittagsmahl geben und uns im häuslichen Kreise miteinander freuen wie vormals in unfern glücklichen Tagen.“

Die zugänglichste Seite des durch die Leidenschaft verdorbenen Herzens Laders war noch seine Abhängigkeit an die Kinder. Er ging in die kleine Schlafkammer und nahm Hans in seine Arme. Schon lange war der Vater dem kranken, reizbaren Kinde nur ein Gegenstand der Furcht. So begann das arme Kind heftig zu weinen; die Aufregung veranlaßte einen krampfartigen Hustenanfall, welcher dasselbe schrecklich schlüttelte und quälte. Er legte den Knaben in die Arme der Mutter und verließ dann, ohne ein Wort zu sagen, hastig das Haus.

Was dachte ihr Mann, während er langsam durch die schneebedeckten Straßen ging, des eisigen Windes nicht achtend, der durch seine schlechten Kleider blies? Ein stumpfes Gefühl seines Unrechtes war doch in ihm erwacht, sein Gewissen war nicht ganz erstorben. Die Worte seines Weibes tönten noch in seinen Ohren. Sie hatte die Wahrheit gesagt: keine Silbe konnte er leugnen. Er war in der Tat ein gefühlloser Mensch — nein, das ist nicht das rechte Wort —, er war geradezu ein brutaler, verkommener Taugenichts geworden. Er hatte sein Weib und seine Kleinen um das tägliche Brot be-

stohlen; es war zu niederträchtig! Ja, das hatte er getan, und jetzt fing er doch an, sich vor sich selbst zu schämen.

Martin war in seinen Gedanken eben zu diesem glücklichen Ergebnis gekommen und drehte sich gerade um, in der Absicht, rasch nach Hause zu gehen und sein braves Weib um Verzeihung zu bitten und Befreiung zu versprechen, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er schaute auf, und da er die Hand erkannte, stieß er die Hand unwillig von sich.

„Ho, ho, was ist los? Mit dem linken Beine aufgestanden? Was für eine Laus ist dir über die Leber gekrochen, Martin?“ rief ein kleiner, untersezter Mann von offenbar großer Muskelkraft.

Zum erstenmal fühlte Lader Widerwillen gegen seinen Bechgesellen. Es fiel ihm auf, daß doch eigentlich das Urbild eines echten Landstreichers vor ihm stehe. Ja, hätte Merzer so ausgesehen, als er ihn vor Jahren zum erstenmal ins Wirtshaus einlud, er hätte ihn voll Verachtung stehen lassen; aber damals arbeitete der Mann noch und kleidete sich anständig. Erst nach und nach war derselbe so herabgesunken und lebte nun — man wußte eigentlich nicht, wovon, aber man kannte verschiedenes. Wie gesagt, an jenem Morgen wurde er von Lader nicht freundlich aufgenommen: doch das störte Merzer wenig; er hing sich ohne viel Umstände an Laders Arm.

„Ich gehe nach Hause, Merzer“, sagte Lader und beschleunigte seine Schritte.

„Das wird nicht halb so pressieren! Geschwind, alter Junge, komm da in die Schenke mit mir und trink einen Schnaps. Es ist ein verflucht kalter Morgen.“

„Ich habe keine Zeit; ich muß heim!“

„Unsinn, Mann! Ein einziges Glaschen, das tut dir gut; höre, nur einen Schluck!“

„Nun denn, meinetwegen — aber nur ein einziges, hörst du, Merzer.“

Es war die alte Schlinge. — Den ganzen Tag harrte Frau Lader auf die Rückkehr ihres Mannes.

Es wurde Mittag und Abend und Nacht, und er kam nicht.

Die Entscheidung

Es ging auf Mitternacht. Der Schnee fiel in dichten Flocken und bedeckte die Straßen mit einer frischen, weißen Lage. In einem abgelegenen Stadtteil schritten zwei Männer durch enge, menschenleere Gäßchen. Der eine war offenbar völlig betrunken; er hatte sich in den Arm seines Gefährten gehängt und schlief da hin, von Zeit zu Zeit Flüche und Verwünschungen lallend. Der andere hatte seine Augen offen und schaute scharf um

sich, als ob er jemand erwartete. Jetzt nahten Schritte der Stelle, wo die beiden Männer weilten, der eine in fast bewußtlosem Zustande, der andere aber seiner Sinne völlig mächtig. Merzer hatte nicht viel getrunken, während er seinem Gefährten rasch Glas um Glas eingeschenkt hatte; er wußte, daß er zu seinem Vorhaben großer Umsicht und falter Überlegung bedurfte.

Der Fußgänger kam näher, und Merzer zog den Betrunkenen mit sich in den tiefen Schatten eines vorspringenden Pfeilers. Jetzt fiel das Licht einer Gaslatern auf den näherkommenden Mann; es war der junge Roderich. Arglos und in Gedanken an seine Braut voll froher Hoffnung schritt er daher, nicht ahnend, daß ein Mörder seiner harre.

Jetzt hatte er den Pfeiler erreicht, da stürzte eine dunkle Gestalt aus dem Schatten und warf sich wie ein wildes Tier auf den Wehrlosen. Ein dumpfer halbverstürtzter Schrei, ein verzweifeltes Ringen, dann ein schwerer Fall — und Robert Merzer leerte die Taschen seines unglücklichen Opfers und floh.

Halb bewußtlos lehnte Lader an der Mauer des Hauses und war Zeuge der verübten Bluttat. Als der Mörder verschwunden war, wannte der Betrunkene mit ungewissen Schritten zu dem Manne hin, der auf dem Boden lag. Was hatte sein Gefährte getan? Hatte er nicht diesen Fremden erschlagen und ausgeräubt? War derselbe wirklich tot? Lader beugte sich über den wahrscheinlich ermordeten hin und kehrte dessen bleiches Antlitz dem Lichte der Laterne zu.

Ein Ruf des Entsetzens entrang sich seiner Brust, als er die Züge des Mannes erkannte, dem er in den letzten Stunden so oft den Tod geschworen. Ja, es war kein Zweifel, Jakob Roderich lag regungslos zu seinen Füßen. Lader war durch den plötzlichen Schrecken so weit ernstlichtert, daß er, nun genügend bei Sinnen, zitternd den Rock des jungen Mannes aufknöpfte, um zu fühlen, ob das Herz noch schlage; aber mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei zog er plötzlich die Hand zurück — die Kleider Roderichs waren mit Blut getränkt, und ein dunkler Strom färbte den Schnee.

Jetzt nahten Leute; Lader hörte ihre Stimmen. Da durchzuckte ihn der Gedanke: wenn sie ihn bei der Leiche fänden, so würden sie sagen, er sei der Mörder. Er mußte fliehen, fliehen, so lieb ihm sein Leben war, fort von dieser schrecklichen Stelle, von diesem blutigen Leichname. Fliehen! Das war sein einziger Gedanke, den er in dieser Todesangst noch fassen konnte. Planlos eilte er fort, durch Gassen und Gäßchen, durch Straßen und Plätze, nur

fort, fort von dem Schauplatze der Bluttat.

Seine Füße wannten nicht mehr; aber es hing sich doch wie ein Bleigewicht an ihn. In seiner Angst hielt er beinahe sich selber für den Mörder; hatte er dem Manne nicht den Tod geschworen? War er nicht ein Mörder in Gedanken wenigstens, wenn nicht in der Tat? Das Schuldbewußtsein überwältigte ihn so, daß er fast kraftlos zusammengebrochen wäre. Aber immer wieder peitschte ihn die Furcht vor dem rächenden Atem der Gerechtigkeit voran. Er erinnerte sich an den Traum seines Weibes, und jedes Schattenbild, das die Gaslaternen über den Schnee hin waren, verwandelte sich in den Schatten des Galgens, der ihn verfolgte.

Lader hemmte seinen verzweifelten Lauf, da er jetzt in eine breite, hellerleuchtete Straße einbog, in welcher viele Leute ruhig und schweigend auf eine Kirche zuschritten. Der Flüchtling schaute sich verwundert um; er fand sich dem Hause gegenüber, das er in den glücklichen Jahren seiner Ehe bewohnt hatte, und darunter die Kirche — wie oft hatte er in ihr mit seinem Weibe den göttlichen Heiland empfangen!

Die Kirche war offen; er sah die Leute eintreten. Auf einmal kam ihm der Gedanke: es ist ja Weihnachten und Zeit zur Mitternachtmesse! Sofort entschloß er sich, gleichfalls die Kirche zu betreten. Da war er in Sicherheit; wenn die Polizei seine Spur verfolgte, so suchte sie ihn am wenigsten in der Kirche. Die helle Todesangst trieb ihn also wieder in die Kirche, nachdem er jahrelang keinen Fuß in ein Gotteshaus gesetzt hatte. Es war nicht Neue und auch nicht ein frommer Gedanke, der den Verirrten leitete; nur das Gefühl: da werde ich vor meinen Verfolgern sicher sein. Derselbe Instinkt trieb ihn auch möglichst weit von den Türen weg nach den Altären hin, bis er das Ende eines Seitenschiffes erreicht hatte.

Eben begann die heilige Messe. Die freudenreichen Klänge der Weihnachtslieder tönten, von leisem Orgelspiele begleitet, durch die Gewölbe. Der Flüchtling blickte erschrocken um. Niemand beachtete ihn, und mit einem Seufzer der Erleichterung kniete er sich hin, gleich den übrigen.

Unmittelbar vor dem Unglücklichen stand die Krippe, eine geschmackvolle Nachahmung des Stalles von Bethlehem. Überaus milde und lieblich knieete die seligste Jungfrau mit dem heiligen Joseph neben dem göttlichen Kinde. Wie leuchteten die Augen des Jesusknaben, wie breiteten sich die kleinen Arme aus, als ob er ausriefe: „Kommet alle zu mir, die ihr mit Sünden und mit Elend beladen

feid, verzaget nicht! Um eure Willen liege ich hier auf dem Stroh! Wenn ihr nur guten Willens seid, so will ich euch den Frieden bringen."

Der Anblick drang dem tiegefassenen Manne zu Herzen; Tränen traten in seine Augen. Die mahnen Worte, die sein Weib am Morgen zu ihm gesprochen, und die er in der Schenke übertäubt hatte, tönten wieder in seinen Ohren. O wäre er ihnen doch gefolgt! Aber jetzt — konnte nicht noch alles gut werden? In Angst und Verwirrung stammelten seine Lippen seit langer Zeit wiederum ein Gebet, und er wurde ruhiger.

Da auf einmal fiel sein Blick auf seine blutbefleckten Hände; beinahe wäre ihm ein Schrei des Entsetzens entflossen. Blut, das Blut eines gemordeten Menschen an seiner Hand! Und so war er in das Gotteshaus eingetreten und kniete nun mit diesem schrecklichen Male gezeichnet an der Krippe des Heilandes! Namenloses Weh ergriff die Seele des unglücklichen Menschen; es war, als hätten diese roten Flecken ein Licht in sein sündenvolles Herz geworfen und zeigten ihm die eigene Verworfensheit, in welche ihn seine Trunksucht gestürzt hatte. Welche Reihe von Sünden und Lastern bis zu diesem Blutmale!

Seine blinde Furcht war nun verflogen. Er dachte nicht mehr an Flucht, sondern nur daran, ob es ihm vergönnt sein werde, gutzumachen, was er an Weib und Kind gefrevelt hatte, oder ob das Ereignis dieser Nacht rächend mit ihm die Unschuldigen treffen werde. Als die Messe zu Ende war, verließ er ruhig die Kirche, bereit, die Folgen seines Lebenswandels zu tragen. Rasch ging er seinem Hause zu; es drängte ihn, seiner Frau die Entschlüsse mitzuteilen, welche der teuflische Versucher noch einmal durchkreuzt hatte. Wie oft hatte er im Laufe des Tages die Schenke verlassen und seine Frau aufzusuchen wollen, und immer war es Merzer wieder gelungen, den Widerstreben festzuhalten! Jetzt dämmerte in seinem Kopfe dunkel der Gedanke, was der Verführer bezweckt habe und wozu er ihn missbrauchen wollte.

Lader hatte seine Wohnung erreicht und setzte eben den Fuß auf die Haustreppe, als er sich plötzlich von einer eisernen Faust gefaßt fühlte. Er stutzte — ja, er hatte sich nicht getäuscht, er schaute in das Angesicht zweier Polizeisoldaten und sagte mit viel Ruhe: „Ich habe ihn nicht erschlagen.“

„Na, Ihr wißt doch recht wohl, worum es sich handelt“, sagte der eine der Polizisten, indem er seinem Gefährten einen Wink gab. „Kommt jetzt mit uns! Das ist

eine saubere Geschichte; erschlagen freilich habt Ihr ihn nicht. Aber das ist wahrlich nicht Eure Schuld; denn Ihr habt das mögliche getan und ihm einen tüchtigen Stich verzeift.“

„Er lebt also?“ fragte Lader eifrig.

„Ja, er lebt, und wenn er mit dem Leben davonkommt, so ist das ein Glück für Euch.“

„Gott sei Dank, daß er nicht tot ist! Gott sei tausendmal gedankt!“

Lader sagte diese Worte mit großer Wärme und hielt dann ohne Widerstand seine kräftigen Arme hin, daß man ihm die Handschellen anlege. Die Polizisten, denen seine Muskelkraft wohl bekannt war, wunderten sich nicht wenig. Der Mann dauerste sie; sie kannten sein brav Weib und seine braven Kinder.

„Sollen wir Eurer Frau ein Wort sagen?“ fragte der eine.

„Nicht jetzt. Sie wird es früh genug erfahren. Laßt uns gehen.“

„Es ist das heilose Trinken, das Euch so weit gebracht hat, Lader!“ sagte der andere Polizist, als sie mit dem Gefangenen durch die Straßen gingen.

„Ja, das Trinken! Ihr habt recht, das ist am allem schuld. Gleichwohl habe ich ihn nicht gestochen. Der Gedanke lag mir nahe, und ich war einmal dazu entschlossen, aber getan hab' ich es nicht.“

„Was hilft leugnen?“ sagte der Polizist. „Ihr würdet besser schweigen; man fand ja Euer Messer neben ihm.“

„Mein Messer? Was für ein Messer?“ fragte Lader erschrocken.

„Geht, geht, Lader!“ sagte der Polizist ungeduldig. „Versucht es nicht, uns einen blauen Dunst vorzumachen. Was für ein Messer! Nun, es hat eine breite, starke Klinge, und auf dem Heft ist Euer Name eingraviert; Ihr kennt es gut genug!“

„Bei Gott im Himmel! Nie in meinem Leben hatte ich ein solches Messer.“

Die Polizisten betrachteten diese Antwort als eine handgreifliche Lüge, und die Ruhe, mit welcher der Gefangene sie aussprach, ärgerte die Diener der Gerechtigkeit nicht wenig. Sie gaben keine Antwort; schweigend führten sie ihn durch die Straßen.

Das Morgengrauen des gnadenreichen Christfestes traf Lader im Gefängnisse. Sein Bericht über die Bluttat hatte keinen Glauben gefunden; es sprach zu vieles gegen ihn. Ein ebenso starker Schuldbeweis, wie das mit seinem Namen bezeichnete Messer waren die Blutflecken an seinen Händen und an seinen Kleidern. Er erzählte zwar, wie er diese erhalten habe. Aber wenn seine Aussage die Wahrheit enthielt, weshalb er denn so sinnlos ge-

flöhen? Er konnte keine genügende Erklärung seiner Angst beibringen; das Gefühl der Schuld mußte ihn überwältigt haben. Er sollte gestehen und angeben, wo er die goldene Uhr und die Börse Roderichs hingebraucht habe; das sei der einzige Weg zu einer Strafminderung, sagte man dem Gefangenen.

Welch traurige Weihnacht! Die arme Frau des Trinkers hörte am frühen Morgen schon gerüchteweise, was vorgefallen, und bald bestätigte sich die schreckliche Nachricht. Sie zweifelte kaum an der Schuld ihres Mannes; hatte sie doch seinen Racheschwur gehört. Aber ebenso ausgemacht war es ihr, daß Merzer die Hauptschuld trage. Ganz gewiß hatte er auch die entsetzliche Bluttat geplant und herbeigeführt. Die arme Frau meinte, sie komme von Sinnen. Es drängte sie, den Mann im Gefängnisse aufzusuchen; aber sie konnte die Kinder nicht allein lassen. Der kleine frakte Hans verlangte beständige Pflege.

Vor dem Abende kam ihre treue Schwester Anna. Frau Lader schraf zurück und bedeckte ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz mit beiden Händen.

„O sage mir nichts über das Schreckliche, Anna!“ stöhnte sie. „Ich kann es nicht ertragen, es bringt mich unter den Boden. Es ist gewiß furchterlich für dich; aber es ist noch viel furchterlicher für mich, da mein Mann den Streich führte.“

Anna ergriff tröstend die Hand der Schwester und sagte: „Höre, Marie. Ich bin bei meinem Bräutigam gewesen; seine Wunde ist nicht so gefährlich, als man zuerst meinte. Er ist jetzt imstande zusprechen und erklärt, er sei ganz sicher, daß nicht Martin Lader ihn gestochen habe. Es sei ein kurzer, untersezter Bursche mit einem schwarzen Stoppelbart gewesen.“

„Merzer!“ rief Frau Lader und sank mit gefalteten Händen auf ihre Knie nieder, um Gott zu danken, daß die Blutschuld nicht auf dem Herzen ihres Mannes laste.

So war denn Martin Lader von der schlimmsten Anklage gereinigt; aber es gelang ihm zunächst nicht, sich von der Teilnahme an dem Verbrechen rein zu waschen. Gleichwohl veranlaßte nach wenigen Tagen ein unerwartetes Ereignis seine Freilassung. Merzer, den die Polizei auf das eifrigste verfolgte, war in einer benachbarten Stadt ergriffen worden.

Ein heftiges Fieber hatte den fast zu Tode geheizten Mann darniedergeworfen, und nun machte er in der Meinung, sterben zu müssen, ein volles Geständnis seiner Tat. Marias Ahnung bestätigte sich: Rache hatte den gewissenlosen Menschen auch zu diesem letzten Verbrechen bewogen, welches darauf berechnet war, Laders Familie in das äußerste Elend zu stürzen. Aber die Todesangst erpreßte dem Bösewicht ein offenes Bekennen seiner verworfenen Pläne und Taten. Alles war nun entdeckt, und Lader wurde den Seinigen wieder geschenkt.

Gleichwohl starb der Bösewicht nicht; unter den Kettengesangnen blüßt er gegenwärtig sein Verbrechen.

Ein Jahr ist seit dieser traurigen Weihnacht verflossen. Die klare Wintersonne zaubert Diamanten an die mit Reif besetzten Zweige der Bäume und auf die Dächer und Straßen weit und breit. Ihre schrägen Strahlen blicken vergnügt in ein wohnliches Zimmer und sehen daselbst eine fröhliche Gesellschaft um einen reich mit Weihnachtsgaben beladenen Tisch versammelt. Da sitzt Martin Lader im Kreise seiner Lieben, und zu den Gästen zählt auch Herr Jakob Roderich und dessen schöne junge Frau. Herr Roderich hatte seinem ersten Aufseher, der seit dem Ereignisse der letzten Weihnacht wieder ein Muster von Fleiß und tadeloser Aufführung geworden, die Einladung zu diesem Familienfeste nicht abschlagen können. Es war das zu gleicher Zeit eine feierliche Erklärung, daß alles vergeben und vergessen sei. Frau Lader war so glücklich und ihre Kinder so voll Freude und Jubel.

„Wer hätte das vor einem Jahre gedacht, Martin?“ rief sie ganz überwältigt ihrem Manne zu.

„Ja, da schaute es freilich anders aus“, sagte dieser, und eine Träne trat in sein Auge. „Das liebe Christkind hat in seiner Barmherzigkeit an uns gehandelt. Wer weiß, ob ich mich jemals wieder zu Gott hingewendet, wenn mich nicht die helle Todesangst in jene Mitternachtsmesse getrieben hätte. Damals fühlte ich den Vorsatz, mit einer guten Beichte ein neues Leben zu beginnen, und Gottes Barmherzigkeit sei es gedankt, er gab mir die Gnade, meinen Vorsatz zu halten!“

„Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!“